

# PASSAT

PASSAT-BUCHEREI



*Heinz Milchner*

*Der Stein  
der Weisen*



MILDNER · DER STEIN DER WEISEN





HEINZ MILDNER

Der Stein  
der Weisen

URANIA-VERLAG

LEIPZIG/JENA/BERLIN



**Die PASSAT-Bücherei wird herausgegeben vom Urania-Verlag,  
Leipzig/Jena/Berlin, und vom Verlag Neues Leben, Berlin**

**1. Auflage, 1.–60. Tausend. Alle Rechte vorbehalten**

**Urania-Verlag, Leipzig/Jena/Berlin 1961**

**Printed in the German Democratic Republic. Lizenz-Nr. 212-475/61/61**

**Einband: Eberhard Binder, Staßfurt**

**Illustrationen: Hansherrmann Schlicker, Berlin**

**Verantwortlicher Lektor: Ewald Oetzel**

**Satz und Druck: VEB Messe- und Musikaliendruck, Leipzig III/18/157**

**Buchbinderei: Wild & Laue, Leipzig**

**ES 18 C 1/5 C 1**

# Inhalt

Gold . . . . .	13
Wie ein Barbier Gold machte . . . . .	16
Goldmacher, die Schätze fanden . . . . .	19
Die Chemie straft einen Pastor Lügen . . . . .	21
Alchimisten unserer Zeit . . . . .	28
Das Hauptbuch einer „feinen“ Firma . . . . .	33
22. April 1915 . . . . .	35
Die Korrespondenz eines „feinen“ Herrn . . . . .	41
Ein wirksames Schlafmittel . . . . .	42
Die Säulen des Reichtums . . . . .	45
Wintershall AG . . . . .	49
Schwerer Anfang . . . . .	50
Ein Riesenbrot . . . . .	52
Gletscher im Kaliwerk . . . . .	54
Brigade Messing . . . . .	56
200 Millionen Jahre alt ist der See . . . . .	59
Ein anderes Hauptbuch . . . . .	60
Besuch in Jena . . . . .	63
Penicillinvorrat aufgebraucht . . . . .	66
Ein kleines Labor und ein großes Werk . . . . .	68
Vitamin B 12 . . . . .	72
Sieben Wunder . . . . .	75
Geschäfte mit Tante Berta . . . . .	86
10 000 Leben . . . . .	89
Besuch in Berlin . . . . .	101
Wertvolles Aschenputtel . . . . .	102
Eine Pumpe wurde berühmt, als sie nicht mehr stand . . . . .	103
Arizona an der Fernstraße 97 . . . . .	105
Ex oriente lux . . . . .	107
Öl für die Lampen Chinas . . . . .	109
Ein Fleckenmittel wird Weltmacht . . . . .	110
Sieg im Reagenzglas . . . . .	113
Atome reichen sich die Hand . . . . .	116

Ein Schlafzimmer für 60 000 Reichsmark . . . . .	117
Der Rat der Götter . . . . .	118
Das Werk eigener Hände . . . . .	120
Das kalte Herz . . . . .	123
Die Zeit beißt nicht stehen . . . . .	125
Zaubermittel Phenol . . . . .	128
Die Seidenraupen von Premnitz . . . . .	131
Wolle aus Blut . . . . .	134
Ein echtes Premnitzer Kind . . . . .	135
Hannelore Sorge und ihre Brigade . . . . .	138
Bekantschaft in Wyschny Wolotschok . . . . .	141
Souveräner als die Souveräne . . . . .	144
Gemeinschaft ohne Grenzen . . . . .	146
Eine Familie mit Zukunft . . . . .	148
Kautschuk . . . . .	150
Werkstoff der Zukunft . . . . .	154
Ein Kollektiv spart eine Fabrik ein . . . . .	158
Aus eigener Kraft . . . . .	161
Ein Werk, das es noch nicht gibt . . . . .	165
Von der Poesie der Zahlen . . . . .	167
Märchen unserer Zeit . . . . .	172

## Geleitwort

Als Menschen vor Jahrtausenden zum erstenmal aus Erzen Metalle schmolzen und dann aus mehreren Metallen Legierungen wie Bronze und Messing gewannen, als sie aus Lehm, Ton und Sand Ziegel oder Gefäße formten und im Feuerbrand härteten, als sie Tierhäute zu Leder gerben und Mehl zu Brot verbäcken lernten, erlebten sie das „Wunder“ von Stoffwandlungen, die sie noch nicht zu erklären und zu begreifen wußten: Stoffe, die die Natur bot, wandelten sich in der Hand der Menschen in andere Stoffe mit ganz neuen Eigenschaften. Diese Menschen der Urzeit kannten noch nicht die Gesetze der Materie. Sie glaubten an geheimnisvolle gute und böse Mächte, die sie mit mystisch-zauberischen Handlungen zu beeinflussen versuchten, an Mächte, die das „große Werk“ der Stoffwandlungen bewirkten.

Die Menschen jener vergangenen Jahrtausende spürten den Ursachen nach, die Kupfer, Eisen, Silber in der Glut der Flamme aus Erzen entstehen ließen. Schon damals tauchte der Gedanke eines Urstoffes auf, aus dem alle Dinge sich aufbauten. Man müßte nur diesen Urstoff kennen, um dann nach okkulten Rezepten alle Stoffe herverzaubern zu können, die Reichtum und Macht verhiessen: Gold, Silber, Bronze, Eisen, Edelsteine, Perlen, kostbare Gewänder und was das Herz begehrt.

Seitdem Menschen mit Werkzeugen Stoffe ihrer Umwelt bearbeiten, suchen sie nach dem „göttlichen Wasser“, dem „Stein der Weisen“ oder wie sonst sie jene mystische Macht nannten, die im Dienste der Kundigen aus Lehm Häuser, aus Steinen Brot, Schwerter und Goldmünzen schafft. Unter Hunderten von Namen und Symbolen geisterte

diese imaginäre Macht durch die Geschichte der Menschheit. Der uralte Glaube, daß alle Stoffe, auf einen Urstoff zurückgehend, ineinander verwandelt und immer neue Stoffe in solchem Vollzug erzeugt werden könnten, herrschte bis weit in die Neuzeit hinein.

Vor Zeiten waren einige wenige als Verwalter religiöser Vorstellungen zugleich auch die Wahrer des ersten „Wissens“ um jene geheimen Zusammenhänge der Stoffwandlungen und damit auch diejenigen, die allein in die „heilige Kunst“ eingeweiht waren.

Sie waren es auch, so noch in den alten babylonischen, sumerischen und chaldäischen Kulturen, die die „Rätsel“ der Sternenwelt kannten und deren Verknüpfung mit den Vorgängen der irdischen Welt. In diesem Bereiche bildeten sich die Jahrtausende währenden Zusammenhänge zwischen Alchimie und Astrologie aus, da ja Gestirne Gottheiten darstellten, die sich wiederum in bestimmten Stoffen manifestierten. So war noch während der ganzen Antike und im Mittelalter z. B. jedem Metall ein bestimmter Planet und eine bestimmte Gottheit zugeordnet, die beide zu meist auch gleiche Namen führten. Die Mitwirkung der Gottheiten aber war damals bei dem „großen Werk“ unerläßlich; so ist es verständlich, daß die Gestirne in entsprechender Konstellation stets von größter Bedeutung für das Gelingen waren. Das Gold verband sich mit der Sonne, die der Sonnengott selbst war; das Silber gehörte der Mondgöttin. Eisen war dem Planeten Mars zugeordnet, dem Kriegsgott gleichen Namens, Quecksilber war mit dem Merkur, Zinn mit dem Jupiter, Kupfer mit der Venus, Blei mit dem Saturn verbunden: Planeten und Götter in einer Person. Im Schmelztiegel der Alchimisten vereinten sich zwei Gottheiten zu neuer Gestalt. Allerdings mußte die Stellung ihrer Planeten zueinander sorgsam beachtet werden, damit der richtige Zeitpunkt der Operation gewählt werden konnte. Zinn und Kupfer z. B. wurden in mystischer Ehe zwischen Jupiter und Venus zu Bronze vereint.

Die nüchterne Naturbeobachtung der griechischen Antike

ließ sich mit religiösen Vorstellungen nicht vereinen. Aber auch noch zu der Zeit, als die Wissenschaft Schritt für Schritt Boden gewann, verblieb als letzter Rest des mystischen Glaubens ein unerforschtes Agens, das letztlich Herz und Hirn aller Wandlungen der Materie darstellen sollte. Der religiös-okkulte Einschlag, der sich noch bis ins 19. Jahrhundert in mancher Lehre der akademischen Chemiker verbarg, war schon in der Lehre des alten griechischen Naturforschers und Philosophen Aristoteles (384 bis 322 v. u. Z.) zutage getreten. Noch 2000 Jahre später spukte diese in den Köpfen der Menschen.

Was der Urzeit das „heilige Wasser“ war, erschien bei dem alten Philosophen als mystischer „Äther“, als 5. Element neben Wasser, Luft, Erde und Feuer, den vier Grundstoffen, aus dem alle Stoffe sich aufbauen. Später vermählten sich diese Vorstellungen mit Gedanken der Philosophenschule der Stoiker, nach denen das All von Kräften belebt sei, die das Chaos sinnvoll gestalten.

Für die hellenistischen Alchimisten deckten sich diese Kräfte mit dem „Äther“ des Aristoteles, dem pneuma, dem spiritus vitae, der vis vitalis. Diese Gedanken waren es, die dann selbst noch in den Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts, vor allem in der Chemie zu spüren waren, sogar bei einem Justus von Liebig und manchem seiner Nachfolger.

Was aber war diese geheimnisvolle Kraft anderes als jene Kraft, die im Volksmund noch heute als „Stein der Weisen“ bezeichnet wird, dem die Ahnen und Urahnen unserer Chemiker nachliefen, weil nur er, wie sie meinten, den Schlüssel zu dem geheimnisvollen Reich der Stoffwandlungen darstellte?

Als im 13. Jahrhundert u.Z. im siebten Kreuzzug zum erstenmal eine neue Kriegswaffe auftauchte, die das alte „byzantinische Feuer“ an Kampfkraft bei weitem übertraf, nämlich riesige Rohre, aus denen mit lautem Knall Feuer gegen Befestigungen geschleudert wurde, wenige Jahrzehnte später aber auch Geschosse aus Stein und Eisen, war das der Salut zum Untergang der mit Lanze, Schwert

und Schild kämpfenden Feudalgesellschaft. Mit der sich rasch entwickelnden Waren- und Geldwirtschaft begann auch eine neue Epoche der Wissenschaften, die sich aus den mystischen Vorstellungen der Urzeit und der Antike lösten.

RiB derjenige, der das Schießpulver, eine Mischung aus Schwefel, Holzkohle und Salpeter, erfand, nicht das Tor zur Chemie auf? Die schlagartige Verbrennung – Explosion –, mit der sich die Pulvermischung in andere chemische Verbindungen umsetzte, nämlich in 43% Gase, wie Kohlenoxyd und Stickstoff, sowie zu 57% in feste rauchende Produkte in Form von Pulverdampf, war nichts anderes als die Umsetzung des Gemenges verschiedener einfacher chemischer Verbindungen in ein neues Gemenge anderer Verbindungen; bestimmte Molekülverbände wurden also aufgelöst und andere aus den erhaltenen Bestandteilen neu gebildet.

Das, was hier geschah, war aber schließlich die ganze Kunst der Chemie, die man nun in den folgenden Jahrhunderten langsam zu begreifen begann, deren Erzeugnisse allerdings nicht immer zum Nutzen der Menschheit verwendet wurden. Bei der Explosion des Schießpulvers hatte man drastisch die Bekanntschaft mit den Kräften gemacht, die die Moleküle als Bausteine der äußerst vielfältigen Materie zusammenhalten. Zugleich gewannen die Menschen eine neue Energieform, mit der sie den Fortschritt ihrer Technik fördern konnten. Sie fanden den Ansatz, in die Struktur der Materie einzudringen und die Gesetze der Stoffwandlungen zu erforschen. Auf dieser Stufe der Entwicklung wurde die moderne Chemie als Wissenschaft von der Struktur der Stoffe und ihrer Umwandlungen geboren. Der Mensch war den Kräften auf die Spur gekommen, die die Atome zu Molekülen binden. Damit aber verließ er den Bereich des tastenden Suchens und bloßen Experimentierens und gewann Grund unter den Füßen, um eine wirkliche Wissenschaft der Chemie aufzubauen, die er für den Fortschritt seiner Kultur nutzbar machen konnte. Die Alchimistenküche wurde ge-

schlossen, und was ihre Köche als „Stein der Weisen“ serviert hatten, entpuppte sich als ein Strauß nüchterner Naturgesetze, die nun in knapp 200 Jahren enträtselt wurden. Mit der Aufdeckung der atomaren Struktur der Materie und ihrer Bindungsenergien für den molekularen Aufbau der Millionen chemischer Verbindungen bekam die moderne Chemie die Methoden einer souveränen Beherrschung der Stoffumwandlung in die Hand.

Der Chemiker unserer Zeit kennt den Aufbau der Materie und der dabei wirksamen Kräfte. Er hat mit ihnen und den Elementarteilchen der Materie umzugehen gelernt. Dieses Wissen ist sein „Stein der Weisen“, mit dem er dem technischen Fortschritt und einer glücklichen Zukunft der Menschen eine breite Bahn gebrochen hat.

Wir lernen in diesem Bändchen Menschen unserer Zeit, Menschen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates kennen, die, ausgerüstet mit diesem neuen „Stein der Weisen“, eine solche Zukunft verwirklichen helfen. Das sind nicht Menschen einer abgeschlossenen Priester- oder Handwerkerkaste, die sich ihre Geheimnisse nicht entreißen lassen, das sind keine Adepten mystischer Mächte, Scharlatane, die Kaisern und Königen Gold und Edelsteine in Schatzkästen zu zaubern sich anheischig machen, nicht versponnene Träumer, die leere Gedankengebäude auf-türmen, sondern das sind Menschen, die allein für ihr Volk und seine Zukunft arbeiten, für das Glück einer friedfertigen Menschheit. Das sind Menschen mit hohem Bewußtsein, großem Wissen und wertvollen Erfahrungen, denen die Entwicklungsgesetze der Natur und der menschlichen Gesellschaft bekannt sind, die immer besser Stoffe und Kräfte der Natur beherrschen und damit den wahren „Stein der Weisen“ gefunden haben.

Dr. Walter Heinrich



## Gold

Von allen Metallen lernte der Mensch das Gold, das ewig glänzende, rote Metall, vermutlich zuerst kennen, weil es gediegen vorkam, als Körnchen im Flußsand vielleicht, als Ader im Quarz oder gar als gewichtiger Klumpen, der, in der Sonne blinkend, nicht unbemerkt bleiben konnte. Gediegenes Gold aber war weich und ließ sich leicht bearbeiten. Rätselhaft erschien es den Menschen und zugleich begehrenswert, unheimlich oder glückverheißend. Goldene Götzenbilder wurden errichtet. Und der Götze Gold trieb die Mächtigen umher, nach neuem Gold zu suchen.

Schon 14 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung waren Goldminen in Betrieb. Bei Wadi Fanehir fanden Archäologen die Überreste von 1300 Hütten, in denen die Sklaven dieses vorgeschichtlichen Goldbergwerkes gehaust hatten. Die Ägypter nannten das Gold „nub“. Vor allem aus dem heutigen Nubien (Goldland) bezogen die Pharaonen ihre Schätze. Inmitten der Wüste, unter der brennenden Sonne, erbarmungslos von den Sklavenaufsehern angetrieben, blutige Striemen von den Schlägen der Nilpferdpeitschen auf den Rücken, taumelnd, durstend durchwühlten die Sklaven mit primitiven Werkzeugen den Wüstensand oder trieben in mühseliger, harter Arbeit Stollen ins Gestein. Nach Gold gierten ihre Herren, Gold für die Paläste, für die Trinkgefäße und für das Tafelgeschirr, für Waffen und Schmuck.

In den Mythen und Sagen der Völker spielt das Gold als Verkörperung des Reichtums eine große Rolle. Und in der Geschichte begegnen wir auf Schritt und Tritt dem „Goldhunger“ der Kaiser und Könige. Kriege wurden geführt

um Gold, Länder erobert, Völker ausgerottet, um Gold zu erlangen.

Christoph Kolumbus entdeckte Amerika. Die Kunde von märchenhaften Goldschätzen dringt nach Europa. Die Konquistadoren Cortés und Pizarro segeln hinüber. Sie dringen in die Urwälder der „Neuen Welt“ ein, erobern Mexiko und Peru und vernichten ganze Völker bis auf den letzten Mann, bis zum letzten Kind. Am Gold, das sie ihrem christlichen König schicken, klebt das Blut der Indianer.

Jahrhunderte später kam der Ruf aus Kalifornien: Am Sacramento, am American und am Feather River war Gold entdeckt worden. Das „Goldfieber“ packte die Menschen. Glücksritter und Abenteurer aus aller Welt strömten dort zusammen, wo die Erde ihre Schätze gezeigt hatte. Die Goldsucher der kapitalistischen Epoche waren genauso von der Gier nach dem kostbaren Metall besessen wie die Sklavenhalter des Altertums oder die Fürsten des Mittelalters. Wo sie erschienen, ob unter der tropischen Sonne Kaliforniens, in den Wüsten Australiens oder in den eisigen Breiten Alaskas, floß Blut. Mit Pistole und Messer, mit Lug und Betrug kämpften sie um das Gold. Gold verhiess Reichtum, und Reichtum bedeutete Macht. Getreulich verzeichnen die Statistiken die Goldvorräte der Banken oder die jährliche Goldproduktion, aber keine Statistik berichtet über die Ströme von Blut, die für Gold vergossen wurden.

Für Gold verkauften die Fürsten ihre Landeskinder als Soldaten an fremde Potentaten, für Gold trieben sie die Jugend ihres Landes auf die Schlachtfelder, und um Gold zu besitzen, hielten sie sich Alchimisten, die ihnen schneller größeren Reichtum schaffen sollten, als er sich aus den geschundenen Knochen der Untertanen herauspressen ließ. Auch den Alchimisten ging es vor allem um Gold. Allerdings suchten sie es auf eine besondere Weise. Von phantastischen Vorstellungen getrieben, unternahmen sie in ihren „Laboratorien“ rätselhafte Versuche. Sie glaubten zum Beispiel, daß alle Metalle einen gemeinsamen Stamm hätten. Durch einen Jahrtausende währenden Umwandlungsprozeß wachse im Schoße der Erde das Unedle zu

Edlem. Quecksilber sei das Sperm, durch das der Prozeß der Reife befruchtet werde. Aus Blei würde Eisen, daraus wieder Kupfer, aus Kupfer entstände Silber und schließlich als letzte Krönung, als höchstes Gut der Schöpfung Gold. Schöpfer dünkten sich die Alchimisten zu sein, denn sie suchten die Kräfte der Natur zu finden, die diesen Ent-



wicklungsprozeß auf ein Minimum an Zeit zusammen-drängten. Diese Kraft, so sagten sie, wohne in einer roten Tinktur – dem Stein der Weisen.

Die Dresdener Gemäldegalerie besitzt ein Bild von David Teniers dem Jüngeren, das uns eine Alchimistenküche zeigt. Tierschädel grinsen uns mit leeren Augenhöhlen an, in Retorten kochen auf glühenden Kohlen merkwürdige Ingredienzien, aufgeschlagene Bücher mit geheimnisvollen Zeichen liegen umher, Gläser und seltsam geformte Kannen stehen in Regalen. Der Alchimist steht vor dem Herd, eine Sanduhr in der einen Hand, einen Blasebalg in der anderen. Er starrt in das Feuer, hoffend, daß sich das Wunder zeige, daß Unedles in reines Gold verwandelt wird. Aber das Wunder geschieht nicht.

Wir wissen heute, daß in der Natur nicht überirdische Kräfte wirksam sind, sondern Gesetze, denen man nur durch

exakte Kenntnisse, nicht durch Zauberformeln auf die Spur kommt. Der Mensch hat inzwischen vieles von dem, was den Alchimisten Geheimnis war, enträtselt. Er nutzt bereits die Atomenergie, verwendet seit langem Elektrizität. Die Schätze der Erde stehen ihm zur Verfügung. Er verändert, was in Jahrmillionen gewachsen ist, bricht das Salz vom Grunde urzeitlicher Meere, holt sich den Stickstoff aus der Luft, verwandelt schmutzigen, stinkenden Teer in leuchtende Farben und schafft sich Stoffe nach seinem Willen. Aus der Alchimie, einem Wust wundergläubiger Scheingelehrsamkeit, entsteht schließlich die Chemie, die Wissenschaft von den Elementen und Verbindungen und deren Umwandlung. In der Chemie erst beweist sich die Schöpferkraft des Menschen. Sie gibt ihm Wohlstand und Reichtum, Schönheit und Gesundheit. Sie gibt ihm alles das, was sich der Alchimist in seiner dunklen Küche von jener geheimnisvollen roten Tinktur erhoffte, vom „Stein der Weisen“. In den Träumen der Menschheit geistert er umher als Zauberschlüssel, der den Weg zum Reichtum erschließt. Den „Stein der Weisen“ konnten die Alchimisten nicht finden, weil es ihn nicht gibt. Er mußte ein Wunschtraum bleiben. Trotzdem, was einst Utopie war, ist heute Wirklichkeit, die schöpferische Arbeit des Menschen verwandelte seine Welt, ließ Träume Wirklichkeit werden. Lassen Sie mich von den Träumen erzählen – und von der Wirklichkeit. Vielleicht wird es ein Bericht darüber, wie der Menschendlich doch den „Stein der Weisen“ gefunden hat.

## Wie ein Barbier Gold machte

Der Eßlinger Barbier und Hofalchimist Konrad von Müllenfels dem Kaiser Rudolph II, für seine großen Kenntnisse der Alchimie den Adelsbrief gab, bekam eines Tages

hohen Besuch in seiner kleinen, rauchigen Alchimistenküche. Der Herzog von Krakau war mit seinem Gefolge in den Keller hinabgestiegen, um sich zu überzeugen, ob dieser Mensch wirklich die Fähigkeit besaß, unreines Metall in reines Gold zu verwandeln.

Nach der Begrüßung zog der Alchimist aus seiner Tasche einen blanken Silbertaler und reichte ihn dem Herzog. Mißtrauisch wendete der Fürst das Geldstück nach allen Seiten und winkte den Münzmeister heran: „Ist dies ein gutes Stück, wie es in meiner Münze geschlagen wird?“

Der Münzmeister nickte: „Das will ich bezeugen, edler Herr.“

Der Herzog gab dem Meister den Taler zurück. „Beginnt also mit Eurem Werk!“

Der Alchimist trug das Geldstück zwischen den Fingern, für alle sichtbar, zum Herd und ließ es in einen Tiegel fallen. Der Knecht nahm den Blasebalg und entfachte die Glut zur hellen Flamme. Die Augen der Männer waren auf den Tiegel gerichtet; sie sprachen kein Wort. Das Fauchen des Blasebalgs war für eine Weile das einzige Geräusch in dem düsteren Keller. Schließlich gab der Meister dem Knecht ein Zeichen. Er zog aus seiner Tasche ein Fläschchen mit einer roten Flüssigkeit, hielt es mit ausgestreckten Armen von sich und sagte, zu dem Herzog gewandt: „Edler Herr, Ihr werdet Zeuge sein, wie die Kraft meiner Tinktur sich entfaltet. Denn sie besitzt die Macht der Reinigung und die Fähigkeit, zu reifen, was die Natur im Laufe der Zeiten nicht zur Reife bringen konnte.“ Er öffnete die Flasche und ließ ein paar Tropfen in den Tiegel fallen. Gelber, beizender Rauch stieg auf; die Herren hielten sich hustend die Handschuhe vor den Mund.

Als sich der Rauch ein wenig verzogen hatte, ließ der Alchimist den Taler vom Münzmeister aus dem Tiegel nehmen. Er war ein Goldstück geworden. Der Fürst wog es eine Weile in der Hand und sah dabei mißtrauisch zu Meister von Müllenfels hinüber. Dann schloß er die Faust und steckte es in die Tasche. Sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er erhob sich und legte die Hand

auf die Schulter des sich tief verbeugenden Alchimisten. „Ihr habt mir ein gutes Stück Gold gezaubert, Meister von Müllenfels. Wenn Ihr über so treffliche Künste verfügt, warum zögert Ihr noch, mir mehr als nur die Probe Eures Könnens zu geben? In dem Vertrag habt Ihr Euch verpflichtet, mir jährlich 200 000 solcher Gulden zu liefern. Löst Euer Versprechen ein, und an Dank und Huld wird es nicht fehlen.“

Er gab seinen Männern einen Wink und verließ den Keller. Meister von Müllenfels stand noch eine Weile mit gebeugtem Rücken in der Mitte des Raumes, dann ging er langsam zum Armsessel, in dem zuvor der Herzog gesessen hatte, und ließ sich darauf nieder. Die Hände zitterten wie vorhin, als er die Phiole aus seiner Tasche zog, und der Atem ging schwer. Das war noch einmal gut gegangen. Niemand hatte bemerkt, daß er nur einen hauchdünnen Silberüberzug von einem guten Goldstück gelöst hatte.

Aber die Gier des Herzogs nach dem blanken Metall war damit nicht befriedigt. Im Gegenteil, das Stücklein, mit dem er ihn heute betrogen, hatte den Heißhunger des Fürsten nach Gold vergrößert.

Kalte Schauer der Furcht krochen über seinen Rücken. Meister von Müllenfels ahnte, was kommen würde. Der Herzog drängte stärker und stärker. Er beschwor ihn und stellte Fristen. Nachdem sie ergebnislos verstrichen waren, drohte er mit der Folter. Auf die Drohung folgte die Tat. Der Meister biß die Zähne aufeinander und ertrug alle Schmerzen. Wie sollte ihm auch die Folter ein Geheimnis erpressen, das er gar nicht besaß?

So wurde ihm, zwei Tage vor Martini, das letzte Stündlein vom Henker bereitet. Die ganze Stadt Krakau war auf den Beinen. Männer und Frauen, Kinder und Greise drängten sich in den Gassen, durch die der Karren mit dem „Württembergischen Narren“ zum Richtplatz fuhr. Das war ein Aufzug wie an hohen Kirchenfeiertagen. Trommler schritten dem Zug voran, dann kamen mit bärbeißigen Gesichtern die Stadtknechte mit Hellebarden und schließlich, mit goldenen Ketten, die Herren des Gerichts.

Die Menge ließ den Aufzug schweigend an sich vorüber. Erst als der Karren mit dem Alchimisten heranrumpelte, auf dessen langem, grauem Büßerhemd Taler und Dukaten aus Flittergold glitzerten, kam Bewegung in die Wartenden. Da gab es plötzlich ein Schreien und Johlen, ein Heulen und Pfeifen.

Meister von Müllenfels hielt sich nur mit Mühe aufrecht, und seine spinnigen Finger umklammerten den Rand des Karrens. Er war schwach durch die Folter, die Augen lagen in dunklen Höhlen, und der schütterte Bart hing um blutleere Lippen. Schimpfworte und Flüche flogen wie Steine zu ihm empor.

Vor Wochen waren sie noch alle ängstlich und ehrfürchtig zur Seite gewichen, wenn er mit wehendem Mantel an ihnen vorübereilte. Sie hatten wohl auch drei Kreuze hinter seinem Rücken gemacht und trotzdem gehofft, daß er wirklich mit dem Teufel im Bunde sei, wie es die Pfaffen von den Kanzeln verkündeten. Wenn Meister von Müllenfels mit seinem Teufelswerk dem Herzog die Truhen und Kasten mit Goldstücken füllte, sollte es ihnen recht sein. Sie hatten gehofft, daß dann die Büttel des Herzogs weniger grausam sein würden, daß sie ihnen vielleicht den letzten Scheffel Korn in der Scheune ließen.

Nun hatte dieser windige Alchimist nicht nur den Herzog betrogen, sondern auch ihnen die Hoffnung geraubt. Darum haßten sie ihn und machten Spektakel, als er vom Leben zum Tode gefahren wurde.

## Goldmacher, die Schätze fanden

Mancher dunkle Ehrenmann mußte wie Müllenfels seine erfolglose „Goldmacherei“ mit dem Leben bezahlen. Sie scheiterten an der Unlösbarkeit ihrer Aufgabe. Waren es

auch vielfach Betrüger, die mit der Dummheit ihrer fürstlichen Herrn spekulierten, so gab es doch ebenso eine ganze Reihe von Leuten unter ihnen, die sich aufrichtig bemühten, in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Vielerlei wissenswerte Erkenntnisse, verbesserte Geräte, verbesserte Verfahren und neue Entdeckungen verdanken wir ihnen.



Als der Alchimist Cornelius Drebbel in Amsterdam statt metallenen Goldes einen roten Farbstoff in der Retorte fand, brachte er der Menschheit einen großen Nutzen, und einige Handelsleute seiner Heimatstadt konnten sich durch seine Entdeckung das Säcklein mit guten Gulden füllen.

Als der Apotheker und Alchimist Johann Kunkel auf der Pfaueninsel bei Potsdam Rubinglas entdeckte, erschloß er seinem König einen reichen Schatz. Böttger, auf der Festung Königstein, fand auch nicht den „Stein der Weisen“, sondern das Porzellan für Europa. Für seinen prunkliebenden Fürsten war das eine Goldquelle, aus der er reichlich schöpfte.

So wurde ganz nebenbei wirklich „Gold“ für die Menschheit gefunden. Wo aber Gold gemacht wurde, ganz gleich auf welche Weise, blieb die Kirche nicht abseits. In den Klöstern brauten die Mönche heilsame Lebenswasser gegen allerlei Gebrechen. Sie verstanden es, diese Tränke und Tinkturen gegen gutes Geld an den Mann zu bringen. Das große Geschäft aber machten die Jesuiten mit der Chinarinde. Ein Kazike, der einen fieberkranken Ordensbruder durch die Rinde des Chinabaums heilte, ahnte nicht, daß er damit den Jesuiten zeigte, wie man die Truhen mit klingenden Münzen füllen konnte. Lange Zeit wurde deshalb Chinin „Jesuitenpulver“ genannt. So hat die Chemie, auch als sie noch in den Kinderschuhen der Alchimie ging, gezeigt, daß sie wohl den Zauber des „Steins der Weisen“ besitzt, freilich anders, als es sich die Sucher nach dem geheimnisvollen Elixier erträumt hatten. Die Macht der Chemie ist groß. Sie kann die Welt in einen blühenden Garten verwandeln, Wüsten Fruchtbarkeit schenken und den Menschen ein Leben in Überfluß bereiten.

## Die Chemie straft einen Pastor Lügen

Vor etwa zwei Jahrhunderten lebte in England ein Pastor namens Thomas Robert Malthus. In seinem 1798 erschienenen Buch enthüllte dieser Mann ein entsetzliches Geheimnis: Die Menschheit müsse in absehbarer Zeit Hungers sterben. Er kam zu diesem sensationellen Ergebnis auf Grund von – seiner Meinung nach – untrüglichen Anzeichen. Die Vermehrungsquote der Bevölkerung wäre ungleich größer als die der Nahrungsmittel. Mathematisch ausgedrückt hieße das: Die Zunahme der Menschheit erfolge in einer geometrischen Reihe (1 2 4 8 16 32 usw.), die Nah-

rungsmittel wüchsen aber nur in arithmetischer Folge (1 2 3 4 5 usw.). Es gäbe nur ein Mittel zur Rettung: Die Todesfälle und Geburten müßten sich die Waage halten. Seuchen, hohe Kindersterblichkeit und Kriege wären daher notwendige Erscheinungen.

Muß nicht bei einer solchen Perspektive der Krieg geradezu notwendig für die Menschheit sein? Ist er nicht ein heilsamer Aderlaß, und sind nicht die Millionenverluste an Menschenleben günstig für den Bestand des Menschengeschlechtes überhaupt?

Diese „Lehre“ wäre längst vergessen, wenn sie bestimmten Kreisen nicht allzu angenehm in den Ohren geklungen hätte. Sie ist zwar durch die Wirklichkeit längst widerlegt, aber bis in unsere Zeit hinein taucht sie in dieser oder jener Abwandlung immer wieder auf und dient den Verfechtern des Völkermordens als ideologisches Mäntelchen. Fünf Jahre später, nachdem dieser englische Pastor der Welt seine seltsame Bevölkerungstheorie verkündet hatte, kam in Darmstadt ein Mensch zur Welt, der durch seine wissenschaftliche Leistung die Lehre Malthus' widerlegte: Justus von Liebig. Seine erste Bekanntschaft mit der Chemie machte er bereits im Elternhaus. Der Vater betrieb eine kleine Materialien- und Farbenhandlung, und er war obendrein Pharmazeut und Drogist. Viele Präparate stellte er in einem kleinen Laboratorium selbst her.

Laboratorium und Lagerräume des väterlichen Geschäfts waren die Welt seiner Kindheit. Es gab für Justus kein langes Überlegen, als er sich für einen Beruf entscheiden mußte. Es gab nur einen für ihn: Chemiker.

Er studierte zuerst in Bonn und Erlangen, aber in Deutschland lag die Wissenschaft der Chemie noch sehr im argen. Das Experiment – als Mittel, neue Erkenntnisse zu finden – gehörte noch nicht zu den Methoden der wissenschaftlichen Ausbildung an den Universitäten seiner Heimat. Deshalb ging er nach Paris. Dort hörte der junge Mann zum erstenmal von den düsteren Prophezeiungen des englischen Pastors. Er erfuhr von den Bauern in Frankreich, aus seiner Heimat, mit wem er auch sprach, daß wirklich

der Ertrag der Felder überall zurückging. Dort, wo vor Jahren das Korn noch mannshoch gestanden, gab es einige Zeit später ein paar kümmerliche Halme, und die Bauern zählten sorgenvoll die Körner in den spärlichen Ähren. Selbst in der Magdeburger Börde, dem Landstrich mit dem fettesten Boden, deren Felder einst reiche Ernten brachten, gingen die Erträge erschreckend zurück. Malthus, so glaubten viele, hatte mit seiner Lehre recht. Justus von Liebig gab sich damit nicht zufrieden, er wollte nicht geduckten Hauptes ein unvermeidliches Schicksal



tatenlos erwarten. Er sagte sich: Das muß eine Ursache haben, die wir noch nicht kennen. Ist es nicht die Aufgabe der Wissenschaft, in Unbekanntes vorzudringen, Licht zu schaffen, wo noch Dunkelheit ist? Und die Chemie hat alle Möglichkeiten, die Ursachen der immer schlechter werdenden Ernten zu erkennen; denn ein erkannter Feind läßt sich leicht besiegen.

Er studierte mit Eifer Chemie bei Gay-Lussac und Thénard und hörte dazu noch Botanik bei Saussure. Im Verlaufe seiner umfangreichen wissenschaftlichen Tätigkeit kam Liebig immer wieder auf das für die Menschheit so wichtige Problem der Ernährung zurück.

Auf Empfehlungen seines Lehrers Gay-Lussac und Alexanders von Humboldt wurde er, gerade 21 Jahre alt, als Professor für Chemie an die Universität Gießen berufen. Mit seinen Schülern richtete er sich auf dem Seltersberg ein kleines Labor ein und arbeitete dort fast Tag und Nacht.

Im Jahre 1848 begann Liebig endlich, sich fast ausschließlich mit Fragen der Ernährung zu beschäftigen. 16 Jahre hindurch hatte er an den Grundlagen der organischen Chemie gearbeitet. Die Resultate seiner Forschungen wollte er nun auf die Agrikultur anwenden. Unter seiner Anleitung machten die Studenten jetzt vor allem Bodenanalysen. Er sagte ihnen: „Wenn die Pflanze in einem Boden nicht mehr wachsen will, wenn sie verkümmert und keine Erträge mehr bringt, muß nicht die Pflanze die Schuld daran haben. Ich glaube eher, der Übeltäter sitzt im Boden, in dem sie nicht mehr wachsen kann. Aber warum nicht? Sie hat es doch früher getan. Was ist die Ursache? Welche Veränderungen sind in dem Boden vor sich gegangen?“

„Dem Boden wird etwas fehlen, Herr Professor“, antwortete ein junger Student sofort.

„Es wird ihm etwas fehlen“, sagte Liebig „Aber was? Was fehlt ihm heute, was er zuvor besaß? Darauf wollen wir eine Antwort finden.“

Nach vielen tausend Versuchen war die Antwort gegeben. Die Analyse von Pflanzenasche hatte sie auf die richtige Spur geführt. Es war ihnen aufgefallen, daß die Asche von Pflanzen, die von schlechttragenden Böden stammten, im Gegensatz zu den Pflanzen von guttragenden Feldern nur ganz geringe Mengen an Kali aufwies. Einer der Stoffe, die der Boden nicht wieder von selber ersetzen konnte, die der Bauer mit seiner Ernte davontrug, war also Kali. Neue

Bodenuntersuchungen in dieser Richtung bestätigten diese Vermutung. Würde der Bauer das Korn auf dem Acker lassen, daß es verfaulte, bekam die Erde wieder zurück, was ihr die Pflanze während der Wachstumsperiode entzogen hatte. Dann hatte die Erde auch für die kommende Frucht alles, was notwendig war. Aber das war ja Unsinn. Der Bauer baute seine Frucht für die Ernährung von Mensch und Tier. Er mußte dem Boden diese lebenswichtigen Stoffe rauben. Gab es einen Weg, dem Boden das Fehlende wieder zuzuführen?

Liebig erforschte alle Stoffe, die die Pflanze zum Leben brauchte: Stickstoff, Phosphorsäure, Kali und Kalk. Schon dieses Wissen war eine Waffe gegen den Hunger. Er schrieb: „Als Grundlage des Ackerbaus muß angesehen werden, daß der Boden in vollem Maße wieder erhalten muß, was ihm genommen wird . . . Es wird die Zeit kommen, wo man den Acker, wo man jede Pflanze, die man darauf erzielen will, mit dem ihr zukommenden Dünger versieht, den man in chemischen Fabriken bereitet.“

Man hätte meinen sollen, daß ihm die Menschheit nun zujubelte, daß sie seine Erkenntnisse nützte und ihm dankbar war. Doch von allen Seiten war er Anfeindungen ausgesetzt, und selbst die Bauern, denen er ja vor allen Dingen helfen wollte, stellten sich gegen ihn. Den Ackerbau, die Methoden der Dreifelderwirtschaft, der Bodenbearbeitung und Düngung, hatten sie von ihren Vätern gelernt. Seit vielen Generationen war daran nichts geändert worden. Und da kam nun so ein Studierter und wollte ihnen beibringen, wie man Getreide anbaut und Kartoffeln züchtet? Einer, der nicht einmal eine Furche mit dem Pflug ziehen konnte, wollte sie lehren, wie man den Boden düngt? Und hatte nicht ein anderer Wissenschaftler schon lange vorher gelehrt, daß die Pflanze alle Nahrung, die sie braucht, aus dem Humus bezieht?

Dazu kam noch, daß Justus von Liebig mit seinem von ihm entwickelten Patentdünger keinen Erfolg hatte. Eine englische Firma stellte ihn nach seinen Vorschriften her; er enthielt alles, was den Böden fehlte, und doch waren

die Ernten nicht viel größer als zuvor ohne den Dünger. Viel Zeit verging wieder, und unzählige Versuche waren nötig, ehe er auch hier die Ursache fand. Sein Dünger hatte eine zu schwer lösliche Form; die Pflanzen konnten ihn nicht aufnehmen.

Gegen die Wahrheit sind aber auf die Dauer auch die ausgeklügeltesten Argumente machtlos. Sie können eine Zeitlang die Entwicklung hemmen, hinauszögern; aber den Fortschritt aufhalten können sie nicht. Für die Landwirtschaft brach eine neue Zeit an. Die Brachen der alten Dreifelderwirtschaft verschwanden, und die Äcker trugen wieder. Von Jahr zu Jahr wurden sogar größere Mengen an Getreide, Kartoffeln und Rüben geerntet.

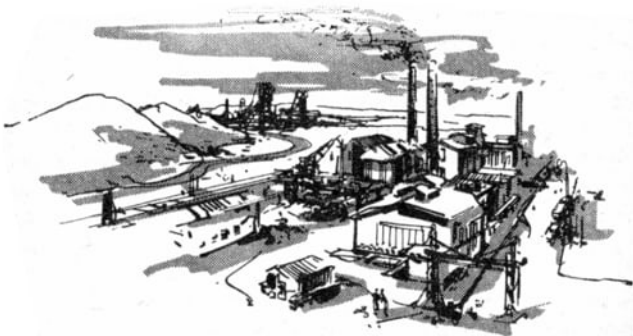
Die Bauern in ganz Deutschland hatten im Jahre 1885 18 Millionen Tonnen Getreide in ihre Scheunen gefahren. 1910 waren es schon 26 Millionen Tonnen. Nicht nur in Deutschland stiegen die Ernten. Überall, wo sich die Landwirtschaft die Erfahrungen der von Justus von Liebig begründeten Agrikulturchemie zunutze machte, lohnte die Erde mit neuer Fruchtbarkeit. In den 25 Jahren von 1885 bis 1910 stiegen die Erträge der europäischen Landwirtschaft im allgemeinen um 40 Prozent. Der Zuwachs an Menschen betrug in der gleichen Zeit nur 30 Prozent.

Gab es einen besseren Beweis als diesen, daß die Lehre von der Übervölkerung Unsinn war? Justus von Liebig hatte sie durch seine wissenschaftliche Arbeit nicht nur widerlegt, sondern darüber hinaus gezeigt, daß die Chemie in der Lage ist, Hungersnöte zu verhindern.

Karl Marx, der sich ebenfalls mit dem Problem der Überbevölkerung beschäftigte, schrieb: „Welchen Fortschritt verdankt die Agrikultur dieses Jahrhunderts allein der Chemie, ja allein zwei Männern – Sir Humphrey Davy und Justus Liebig? Die Wissenschaft aber vermehrt sich mindestens wie die Bevölkerung; diese vermehrt sich im Verhältnis zur letzten Generation; die Wissenschaft schreitet fort im Verhältnis zur Masse der Erkenntnis, die ihr von der vorhergehenden Generation hinterlassen wurde, also unter den allergewöhnlichsten Verhältnissen auch in geo-

metrischer Progression – und was ist der Wissenschaft unmöglich?“

Aber mit jeder neuen wissenschaftlichen Erkenntnis stellen sich auch neue Probleme ein. Der Bauer wußte nun, daß er seinem Acker vor allem Kali geben mußte, wenn er bessere Ernten erzielen wollte. Aber woher dieses Kali nehmen? Die Herstellung dieses plötzlich so wichtigen und notwendigen Produktes war noch umständlich und teuer. Man gewann Kali durch Verbrennen von Seetang und aus Pottasche.



Die Chemie hatte eine neue Aufgabe, nachdem Liebig die erste gelöst hatte. Es galt, neue Quellen zu finden, aus denen sich das für die Ernährung wichtige Kali gewinnen ließ. Überall suchten die Wissenschaftler nach diesen Quellen. Dabei grenzten in der Magdeburger Börde, bei Staßfurt, die Felder der Bauern an Berge des gesuchten Kalis. Da türmten sich hinter den Salzschächten die ständig wachsenden Halden ungenützten und „unbrauchbaren“ Abraumsalzes. Immer höher wuchsen sie. Der Bergmann fluchte, weil er sich, um zu den Steinsalzflözen zu kommen, durch dicke Schichten des „wertlosen“ bitteren Salzes hindurcharbeiten mußte.

Jetzt bekamen die in alten Staßfurter Schriften als „unreines Salz“ bezeichneten Abraumsalze mit einem Male einen weit größeren Wert als das Steinsalz selber. Diese

Abraumsalze enthielten doch in reichen Mengen, was von so vielen Chemikern fieberhaft gesucht wurde. Dr. Adolph Franck in Staßfurt war es gelungen, das Carnallit des Abraumsalzes aufzubereiten. Nun war in Hülle und Fülle vorhanden, was kurz zuvor noch so selten und kostbar war.

Wieder einmal hatte die Chemie bewiesen, daß sie uralte Begriffe in ihr Gegenteil kehren kann, daß sie Wertloses in Wertvolles verwandelt, Unedles in Edles. Justus von Liebig schrieb in einem Brief an Dr. Franck, der heute noch im Archiv des „VEB Kaliwerke, Staßfurt“ aufbewahrt wird: „Das Kalilager in Staßfurt ist ein großes Glück für unsere Landwirte.“

Es war wirklich ein großes Glück. Die Chemie hatte wieder einmal eine Goldquelle erschlossen. Es war zwar kein rotes, glänzendes Metall zu finden, aber dafür Fruchtbarkeit und Brot für die Menschheit. Dankbar bezeichneten die Menschen das Kali als das „weiße Gold“.

## Alchimisten unserer Zeit

Die Wunden des Völkergemetzels von 1914 bis 1918 waren kaum verheilt, da wurde 1939 in Europa erneut die Kriegsfackel entzündet. Unter denen, die den Brand legten, waren auch die Bosse der chemischen Industrie. Drei Jahrhunderte waren vergangen, seit Konrad von Müllenfels am Galgen sein Leben aushauchte. Aus der Alchimie war die Wissenschaft der Chemie entstanden. Die Geheimnisse der Natur waren von den Forschern enträtselt worden. Die Gesetze, denen die chemischen Vorgänge gehorchten, waren erkannt und wurden in immer stärkerem Maße angewendet. Nur an der Goldgier der Herren hatte sich nichts geändert. Sie nannten sich jetzt Wirtschaftsführer, Aufsichtsräte oder Direktoren. Aber bei den Methoden,

deren sie sich bedienten, um zu Gold und Reichtum zu gelangen, mußten viele sterben. Die Herren der Chemie verfügten über andere, größere Machtmittel und ließen Ströme von Blut fließen.

Die Fähigkeiten des Chemikers, neue Stoffe zu entwickeln, machten sich die Herren der großen Konzerne zunutze. Sie wurden zu Gebietern über Leben und Tod ganzer Völker. Sie zögerten keine Sekunde, wenn es ihren Zwecken diente, von dieser Macht rücksichtslos Gebrauch zu machen. Sie halfen den Faschisten in den Sattel und unterstützten die Kriegspolitik Hitlers, denn der Krieg war ihr großes Geschäft. In den Händen dieser Leute war die chemische Industrie in der Tat eine gewaltige Vernichtungsmaschine. Insbesondere die IG-Farben trug sich mit blutigen Lettern in das Buch der Geschichte ein.

An der Spitze dieser Kapital- und Chemiemacht stand viele Jahre hindurch neben Bosch auch Carl Duisberg, einstmals Direktor der Bayer-Werke in Leverkusen. Mit seinem Chef, Friedrich Bayer, unternahm er eine Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1903 wandte er sich mit einem Rundschreiben an die Leitungen der großen deutschen Chemiewerke. Darin hieß es: „Keine Industrie hat noch so viel unbearbeitete Felder, auf denen Gold in Hülle und Fülle zu finden ist, wie die Farben- und pharmazeutische Industrie.“ Darum machte er den Direktoren der Chemiewerke den Vorschlag, doch lieber „gemeinsam die Goldfelder der Teerfarbencemie auszubeuten“, als sich gegenseitig auf dem Weltmarkte Konkurrenz zu machen und dadurch die sicheren Gewinne zu schmälern. Duisberg hatte in den USA aufmerksam die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft studiert.

„Ökonomisch ist das Grundlegende in diesem Prozeß“, schreibt Lenin in seinem Werk „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“, „die Ablösung der freien kapitalistischen Konkurrenz durch die kapitalistischen Monopole. Die freie Konkurrenz ist die Grundeigenschaft des Kapitalismus und der Warenproduktion überhaupt;

das Monopol ist der direkte Gegensatz zur freien Konkurrenz, aber diese selbst begann sich vor unseren Augen zum Monopol zu wandeln, indem sie die Großproduktion schuf, den Kleinbetrieb verdrängte, die großen Betriebe durch noch größere ersetzte, die Konzentration der Produktion und des Kapitals so weit trieb, daß daraus das Monopol entstand und entsteht, nämlich: Kartelle, Syndikate, Truste und das sich mit ihnen verschmelzende Kapital eines Dutzends von Banken, die mit Milliarden schalten und walten . . . Wäre eine möglichst kurze Definition des Imperialismus erforderlich, so müßte man sagen, der Imperialismus ist das monopolistische Stadium des Kapitalismus.“

In eben dieses Stadium wollte Carl Duisberg auch die deutsche chemische Industrie führen, und er verheimlichte die imperialistischen Ziele keinesfalls, als es ihm gelungen war, den Grundstein für die kommende Kapitalmacht in der Form des sogenannten „Dreibundes“ zu legen (Die Badische Anilin- und Soda-Fabrik, die Farbenfabrik Bayer und die Berliner Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, AGFA). In der Gründungsversammlung sagte er:

„Jeder muß Opfer in seiner persönlichen Freiheit bringen und sein ganzes Ich in den Dienst der Gemeinschaft stellen. Dann ist uns nicht nur der Sieg gesichert, sondern auch die Weltherrschaft der deutschen Industrie für die nächsten Dezennien besiegelt.“

Weltherrschaft, nicht mehr und nicht weniger, das war und das ist der Traum der Monopolherren Deutschlands. Dafür haben sie schon damals ihre Kräfte vereinigt, dafür haben sie gearbeitet, geschachert und spekuliert, dafür haben sie in tausend Labors Forscher zur Lösung der gewagtesten Probleme arbeiten lassen. Sie haben Millionen für dieses Ziel ausgegeben und schließlich Milliarden dabei verdient; dafür haben sie Millionen Menschenleben geopfert und Ströme von Blut in Dividende verwandelt.

Selten lassen Monopolisten so offen die Maske fallen wie damals Carl Duisberg, als ihm im Überschwang des Sieges das Herz auf die Zunge sprang. Sie zeigen sich viel lieber

als Biedermann und lassen sich in gut bezahlten Zeitschriftenartikeln als Wohltäter der Menschheit preisen. Sie versuchen wohl gar, in Biographien darzulegen, wie viele Millionen sie für Forschungszwecke ausgaben, um der leidenden Menschheit zu helfen, berichten von den Großtaten der Wissenschaft, die in ihren Diensten geschahen, und verschweigen natürlich, daß ihnen der größte und wunderbarste wissenschaftliche Erfolg einen Dreck wert ist, wenn er nicht dazu angetan ist, ihnen Gewinn zu bringen, ihren Reichtum und ihre Machtfülle zu steigern.

Vergebens wird man in der Geschichte der IG-Farben nach ähnlich großzügigen menschlichen Taten suchen, wie wir sie von den Entdeckern des Radiums, Marie und Pierre Curie, kennen, von Wilhelm Conrad Röntgen, dem Entdecker der nach ihm benannten Strahlen oder der beiden kanadischen Ärzte und Forscher Banting und Best, die zuerst das Insulin darstellten und damit Millionen Zuckerkranken das Leben retteten. Sie alle verzichteten auf einen Patentschutz für das Ergebnis ihrer Forscherarbeit, weil sie wollten, daß ihre Entdeckungen der ganzen Menschheit gehören sollten.

Wenn man die Geschichte der IG-Farben betrachtet, wird man eher Beispiele dafür finden, wie sie nach den Worten ihres Gründers handelte. Sie pflügte die Goldfelder der „Farben- und pharmazeutischen Industrie“ und brachte reiche Ernte ein. Rücksichtslos trat sie dabei oftmals die Interessen der Menschheit mit Füßen. Natürlich hat die IG-Farben das „Salvarsan“ als Heilmittel gegen die verheerende Seuche der Syphilis auf den Markt gebracht. Aber erst, nachdem sie den Entdecker, Paul Ehrlich, so von sich abhängig gemacht hatte, daß sie alle Rechte seiner Erfindung in ihren Händen vereinigte. Für sie war „Salvarsan“ nicht nur ein Heilmittel, sondern auch eine Quelle ständig wachsenden Reichtums. Durch ihre Monopolstellung konnte die IG-Farben Preise und Lieferbedingungen diktieren.

Die IG-Farben haben das „Germanin“ (ein Mittel gegen die Schlafkrankheit) jahrelang geheimgehalten. Schließ-

lich boten sie es den Engländern an, unter der Bedingung, daß als Gegenleistung die ehemaligen deutschen Kolonien zurückgegeben werden sollten. Die IG-Farben haben über viele Jahre ihre Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Sulfonamide für sich behalten. Hunderttausenden von kranken Menschen hätte geholfen werden können. Aber für die Herren der IG spielte nur der Profit eine Rolle. Dieser war nicht gewährleistet, solange noch ein „unbeachtetes“ Patent über Sulfonamide in Österreich gültig war.

Sie lügen daher, wenn sie sagen, daß ihre Arbeit der Gesundheit der Menschheit und dem Leben dient; sie dient letztlich nur den Dividenden und dem Wachstum des Aktienkapitals. Wenn die von ihnen gelieferten Heilmittel wirklich Kranken Gesundheit bringen, so ist diese Wohltat tausendfach aufgewogen durch die Zahl der Opfer, die allerdings nicht in den Bilanzen der IG-Farben erscheinen.

So ist die Chemie unter den Bedingungen der kapitalistischen Wirtschaft, wie einstmals die Alchimie, nichts anderes als ein besonderes Mittel zur Befriedigung der Goldgier. So gesehen, unterscheidet sie sich kaum von der Alchimie. Die erste Aufgabe des Chemikers besteht unter diesen Bedingungen darin, seinem Auftraggeber neue Quellen des Reichtums zu erschließen. Die Wissenschaft ist für die Monopolisten nur Mittel zum Zweck.

Die „Hexenküchen“ haben freilich heute ein anderes Gesicht. Es sind moderne, weitläufige Gebäude mit komplizierten Apparaturen. Die „Hexenmeister“ hantieren auch nicht mehr mit Zaubersprüchen, sondern verfügen über fundierte Kenntnisse der chemischen Wissenschaft und gebieten über Kräfte, die für einen Laien oft unfaßbar sind. Aber das Ergebnis ihrer Arbeit dient den gleichen Zwecken, denen das vergebliche Mühen ihrer mittelalterlichen Vorgänger gegolten hat.

Die Bosse der riesigen Industriekonzerne, deren chromblitzende Straßenkreuzer vor zehnstöckigen Verwaltungsgebäuden parken, die in Arbeitszimmern hinter ledergepolsterten Doppeltüren thronen, sind nicht weniger skrupellos und grausam wie ihre Vorbilder in der „barba-

rischen Zeit der Alchimie“. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß es die Konzernherren und Trustgewaltigen nicht mehr auf ein paar hunderttausend Taler oder Dukaten abgesehen haben. Sie sind weit gefräßiger und unersättlicher als ihre Vorgänger; sie rechnen nach Millionen und Milliarden. Ihre Ziele sind weitgesteckter, wie Carl Duisberg gestand; sie gieren nach der Weltherrschaft und opfern ihr, wenn es sein muß, Millionen Menschenleben.

## Das Hauptbuch einer „feinen“ Firma

Die Herren der Chemie unserer Zeit handeln wie die Sklavenhalter des Altertums mit dem Leben der Menschen. Gerade die Zeit des Faschismus hat uns das bewiesen. Nicht nur Göring, Himmler, Koch und wie sie noch alle hießen, haben damals mit dem Leben und Sterben von Millionen Geschäfte gemacht, sondern auch die, die sie an die Macht brachten, um mit ihrer Hilfe den Traum ihres Chefs, Carl Duisberg, zu verwirklichen. Duisberg forderte „einen geschlossenen Wirtschaftsblock von Bordeaux bis Odessa als Rückgrat Europas“, ein Wunsch, der in den Plänen Hitlers von der Neuordnung Europas seinen Widerhall fand. Man muß feststellen, daß nicht etwa Hitler die IG-Farben und alle anderen deutschen Rüstungskonzerne für seine kriegerischen Zwecke mißbrauchte, sondern daß die deutsche Großindustrie den totalitären faschistischen Machtapparat nötig hatte, um ihr Streben nach der Weltherrschaft zu verwirklichen. Hitler sollte ihnen das ermöglichen, was ihnen der Kaiser schuldig geblieben war. Im Hauptbuch dieser „feinen“ Firma, die sich heuchlerisch „IG-Farben“ (Interessengemeinschaft Farben) nannte, werden wir aus vielen Posten ersehen, wie sich dieses Streben nach Macht auswirkte. Schauen wir nach, was diese

Herren für Geschäftsinteressen hatten. Ob sie tatsächlich, wie es die offizielle Werksgeschichte erzählt (und wie es erst jetzt wieder auf 241 Seiten von dem Chefkorrespondenten der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ für das Rhein- und Ruhrgebiet dem Leser aufgetischt wird), als „Pioniere des Fortschritts“ der „deutschen Weltgeltung“ dienten, alle „Potenzen und alle Quellen wirtschaftlicher Möglichkeiten dem Reichtum der Nation zur Verfügung hielten und als ‚Kapitäne der Wirtschaft‘ das Steuer sicher zum Wohle des deutschen Volkes führten?“

Zunächst sehen wir in dem Hauptbuch, daß sie das Steuer der Wirtschaft sicher zu ihrem Reichtum führten und bereits den ersten Weltkrieg auf allen möglichen Wegen vorbereiten halfen. Das von Prof. Haber erfundene Verfahren, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen, hilft die Fruchtbarkeit des Bodens zu mehren, reichere Ernten zu sichern, der Bevölkerung billigere Nahrungsmittel zu geben. Aber die Chemiegewaltigen planten von Anfang an bereits eine andere Verwendung, die größere Mengen forderte und höhere Gewinne abwarf. Ohne Stickstoff gibt es keine Sprengstoffe. Ein Jahr vor Kriegsbeginn hatten die Betriebe des „Anilinkonzerns“, die späteren IG-Farben, die Großversuche abgeschlossen und alle Vorkehrungen getroffen, daß schon 1915 100 000 t synthetischer Stickstoff für die Sprengstoffherstellung zur Verfügung stand.

Das war ein gutes Geschäft. Aber der Krieg erforderte noch mehr, nicht nur Granaten. Auch Arzneimittel für die Verwundeten lieferte die 1916 gegründete Interessengemeinschaft der chemischen Großindustrie (seit 1925 IG-Farben). Die Chemiker fanden neue Rohstoffquellen. Glycerin nahm seinen Ursprung nicht mehr aus Fetten, sondern aus Zucker. An die Stelle von Kupfer rückte immer mehr Aluminium; Baumwolle wurde durch Zellwolle ersetzt, und je länger der Krieg dauerte, um so höher stiegen die Gewinne. Die Schlachtfelder erwiesen sich als die „Goldfelder“ der Herren der Chemie.

Obwohl die Genfer Konvention den Gaskrieg geächtet hatte, waren die deutschen Chemiebetriebe darauf vor-

bereitet. Gewaltige Mengen Chlorgas fielen bei der Kochsalzelektrolyse ab. Dafür hatten die Konzernherren bereits eine Verwendung vorgesehen.

## 22. April 1915

Fast ein Jahr schon dauert der Krieg. Der berauschte Siegeszug der kaiserlichen Armeen ist ins Stocken gekommen. Der Siegestaumel der ersten Kriegsmonate ist vorüber. Die Armeen haben sich in die Erde eingegraben. Junge deutsche Arbeiter träumen von einem baldigen Kriegsende. Sie sehnen sich nach ihrer Heimat, der eine nach seinem Dorf im Schwarzwald, der andere nach den Fischerhütten der Ostsee. Sie stehen hinter der Brüstung, lehnen sich an die lehmige Grabenwand und schauen hinaus auf die von Granaten zerwühlte Erde des Niemandslandes. Am Morgen hat es leicht geregnet. Hier und dort glitzern noch ein paar Tropfen auf den ersten grünen Halmen, und das Sonnenlicht blitzt in den Pfützen. Ein feiner, leichter Nebel schwebt über der Erde.

Drüben, auf der anderen Seite, lehnt ein Franzose im Graben. Seine Augen versuchen, die Nebelschwaden zu durchdringen. Auch hier wandern die Gedanken Hunderte von Kilometern zurück, in die Normandie oder in die Bretagne. Die Nebel verwandeln sich in Wellen und es scheint ihm, daß er auf tosendes Wasser blickt.

Es ist still an diesem Morgen, unheimlich still. Kein Abschuß ist zu hören, nicht das Heulen und Pfeifen der heranziehenden Granaten; kein Aufspritzen der Erde ist zu sehen. Es ist so friedlich wie selten in diesen Tagen, und wahrhaftig, jetzt hört er ganz leise den Gesang der Vögel. Die Männer sprechen kein Wort, sie stehen und lauschen, träumen von den schönen Stunden ihres Lebens.

Der Gesang der Vögel verstummt wieder. Die französischen Soldaten heben die Köpfe, sehen vorsichtig über die Brustwehr. Irgend etwas ist in der Luft, aber sie wissen es nicht zu deuten. Die Augen starren über den Grabenrand. Aber kein Feind ist zu sehen. Sie glauben nicht an einen Angriff, denn sie wissen, welches Inferno ihm vorangeht. Und doch ist es ihnen, als ob etwas herangeschlichen käme, das nach ihnen greift. Die Augen sehen nichts, sie sehen nur die leichten Nebelschwaden und beginnen zu brennen. Die Männer greifen nach den Hälsen. Was ist das? Sie reißen die Uniformkragen auf. Gurgelnde Laute, erstickendes Röcheln. Die Hände zittern und haben keine Kraft mehr, das Gewehr zu halten. Hier und dort prellt jetzt ein Schuß über das Vorfeld, einer der Soldaten hat noch mit letzter Kraft auf den unsichtbaren Feind gefeuert, bevor sich seine Hände von der Waffe lösen und er sterbend zur Seite sinkt.

Dieser Feind, der an diesem Frühlingsmorgen über den Grabenrand kroch, war unsichtbar. Er kam aus den Labors der chemischen Großindustrie und forderte an diesem einen Tag über 6000 Tote und 10 000 Gasvergiftete. Das Abfallprodukt Chlor hatte das Schlachtfeld vor Ypern in ein Goldfeld der Herren der Chemie verwandelt.

Wenn wir nach den Zahlen sehen, die im Hauptbuch der Firma verzeichnet sind, dann finden wir: 60 Millionen Kilogramm hochwirksame Gaskampfstoffe für Granaten aller Kaliber. Nach diesem ersten Versuch bei Ypern hatten sich die „ehrbaren Kaufleute“ der chemischen Fabriken etwas Besonderes ausgedacht. Sie stellten der deutschen Heeresführung ein reichhaltiges Sortiment von Giftgasen zur Verfügung und versahen sie mit sinnigen Bezeichnungen, wie Grünkreuz, Blaukreuz oder Gelbkreuz. Damit immer weniger Soldaten dieser Gashölle entrinnen sollten, erfanden sie das „Buntschießen“. Professor Julius Mayer, einer der sogenannten Wissenschaftler, der seine Kenntnisse auf diesem Gebiet gegen hohe Bezahlung den Imperialisten zur Verfügung stellte, brachte es fertig, später in einem Buch über den Gaskrieg zu schreiben: „Schon das Bestre-

ben, die Härten und die Grausamkeiten des Krieges mehr und mehr zu vermeiden, weist empfehend aus den Gas-kampf hin, wie denn die Kriegsführung, wenigstens von deutscher Seite her, stets das Bestreben gehabt hat, die Leiden des Krieges durch Einführung verbesserter Waffen nach Möglichkeit zu verkleinern.“

Sind wohl Gemordete von ihren Mördern jemals mehr verhöhnt worden als die vielen Tausende französischer, englischer und russischer Soldaten? Einer der „Erfinder“ des Mittels, das ihren furchtbaren Erstickungstod herbeiführte, stellte ihr Sterben noch als eine humane Angelegenheit hin. Man traut seinen Augen nicht ob dieser Unverfrorenheit. Im Hauptbuch allerdings hat der Finanzdirektor der Chemiemacht den Tod jener Verhöhnzten durch seine Buchhalter in Millionenbeträgen eintragen lassen.

Mögen die Völker gegeneinander Krieg führen, mögen französische oder englische Soldaten durch Sprengstoffe ums Leben kommen, die nach englischen oder französischen Patenten in deutschen Chemiewerken nach Lizenz hergestellt wurden. Mögen deutsche Soldaten zerrissen auf den Schlachtfeldern liegen, getötet durch Granaten, deren Herstellungsgeheimnis von deutschen Konzernen an französische oder englische Konzerne verkauft wurde. Alles das spielt keine Rolle; dabei wird stets verdient. Für die „nationalen Kaufleute“ ist das nur ein Geschäft, und es wird fein säuberlich im Hauptbuch notiert. Es befanden sich zum Beispiel während des ersten Weltkrieges die Aktien der deutschen Sprengstoffwerke zu einem guten Teil in den Tresoren englischer Banken, und die Aktien der englischen Tochtergesellschaften waren in erster Linie in deutschem Besitz. Niemals ging das Geschäft besser als in Kriegszeiten: Die Dividenden stiegen. Englische und französische Kapitalisten verdienten am Sterben ihrer Landsleute, ebenso wie der Farben-Konzern Millionengewinne auf der Habenseite seines Hauptbuches verzeichnete. Die Duisberg, Bosch, Schmitz, ter Meer und wie sie alle heißen wurden zu reichen Leuten durch das Blut der deutschen Soldaten.

Der erste Weltkrieg ging zu Ende. Die kaiserlichen Armeen zogen geschlagen nach Hause. Der Weltherrschaftstraum war ausgeträumt. Der Kaiser ging, die Generale blieben. Aber nicht nur sie, auch ihre Auftraggeber, die Konzernherren und Monopolisten, die Bonzen der Wirtschaft, des Stahls, der Kohle und auch der Chemie behielten ihre Machtpositionen.

Der Tanz ums goldene Kalb ging auf eine Weise weiter, die dem größten Teil des deutschen Volkes den Atem nahm. Die Geldentwertung, die eigentlich schon im Juli 1914 durch die Sperrung des Goldumtausches ihren Anfang genommen hatte, steigerte sich zur Katastrophe. 1923 waren schon 93 Trillionen Papiermark im Umlauf, eine Summe von astronomischem Ausmaß. In Deutschland gab es nur noch „Millionäre“, die sich für einen Wochenlohn kaum ein Pöckchen Zigaretten oder ein paar Schrippen kaufen konnten.

Die Kriegstreiber und Kriegsgewinnler hatten in der Inflation das einfachste Mittel gefunden, alle Lasten des Krieges, alle Schulden ihres bankrotten Staates auf die Schultern der arbeitenden Bevölkerung zu verlagern. Hatten ihre Väter und Söhne den Blutzoll auf den Schlachtfeldern entrichtet, so zahlten jetzt die Überlebenden mit allem, was sie sich in einem arbeitsreichen Leben geschaffen hatten. Sie zahlten mit Hunger, Not und schwerer Arbeit.

Für die Industrie kam nach dem Kriege die zweite „goldene“ Zeit. IG-Direktor Paul Häflinger sagte bei seinem Verhör 1945 in Nürnberg aus, daß gerade in der Inflationszeit die chemische Industrie glänzende Gewinne gemacht habe, „... weil die Produktionskosten in sich dauernd entwertender Währung entrichtet wurden, während zum Beispiel der bedeutende Farbenexport meistens gute Auslandsvaluten einbrachte, die sich bei der Transferierung nach Deutschland in Markkonten repräsentierten, die in keinem Verhältnis zu den Produktionskosten standen...“

War es darum ein Wunder, daß Carl Duisberg das Ende der Inflation bedauerte, und die Zeit, in der der größte

Teil des deutschen Volkes wieder aufatmete, eine „harte Wirklichkeit“ nannte? Um dieser harten Wirklichkeit noch besser ins Auge sehen zu können, drängte er nun stärker als zuvor, der bisherigen Zusammenarbeit eine neue Form zu geben. Die 1916, mitten im Weltkrieg geschaffene Interessengemeinschaft genügte nicht mehr.

„... Wenn man eine Fusion macht, kann man sie nicht radikal genug vornehmen. Alle halben Maßnahmen erweisen sich hinterher als falsch“, pflichtete Geheimrat Bosch Duisberg bei. So schlug am 2. Dezember 1925 die Geburtsstunde des Mammutkonzerns mit dem Namen „IG Farbenindustrie Aktiengesellschaft“. Schon der Name war eine unverschämte Lüge, denn es ging gar nicht um die Herstellung von Farben, wenn damit auch nicht gerade unbedeutende Geschäfte gemacht wurden; es ging um nicht mehr und nicht weniger als um die Zusammenballung aller Kräfte, die für die Vorbereitung des nächsten Krieges in Frage kamen. Der Verlauf und der Ausgang des ersten Weltkrieges hatten gezeigt, welche wichtige Rolle die Chemie spielte.

Auf Grund dieser Erfahrungen schlossen sich jetzt zusammen: die Badischen Anilin- und Soda-Fabriken, die Bayer-Werke in Leverkusen, die Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning, Hoechst, die AG für Anilinfabrikation in Berlin (AGFA), die Chemischen Fabriken vorm. Weiler ter Meer, Uerdingen, und die Chemische Fabrik Griesheim-Elektron in Frankfurt am Main.

Im Hauptbuch sind 646 Millionen Mark als Gründungskapital verzeichnet und außerdem 237 Millionen Mark an Beteiligungen der fusionierten Firmen, die als Aktienpakete der Tochtergesellschaften in den Tresoren lagen. Auch diese Firmen wurden nun von der IG beherrscht, obwohl sie ihr nominell nicht angehörten.

Den Vorsitz des Konzerns übernahm Geheimrat Bosch und den Vorsitz des Aufsichtsrates Carl Duisberg. Als „Finanzminister“ fungierte Hermann Schmitz. Man sagt ihm nach, daß er in dieser Eigenschaft mehr Macht besaß als der Finanzminister des Deutschen Reiches. Während des Krie-

ges war er Leiter der Kriegsrohstoffabteilung Chemie gewesen. Er brachte ausreichende Erfahrungen und Beziehungen für sein neues Amt mit und wußte genau, welche Fehler diesmal bei der Kriegsvorbereitung zu umgehen waren.

Ein Jahr nach der Fusion erhöhte die IG ihr Aktienkapital bereits auf 1100 Millionen Mark und vereinnahmte als neue Firmen die Köln-Rottweil AG, die Dynamit AG vorm. Nobel & Co., die Rheinisch-Westfälische-Sprengstoff-AG und außerdem die drei wichtigen Kunstseidenfabriken in Bobingen, Rottweil und Premnitz. Die IG-Farben verleibte sich nun auch noch die gesamte Sprengstoffherstellung Deutschlands ein, ohne etwa ihren Namen zu ändern. 1927 verfügte sie bereits über 70 Tochtergesellschaften.

Nie war solche Kapital- und Wirtschaftsmacht in den Händen einiger weniger Männer gewesen. Sie bestimmten deshalb, wer Minister in Deutschland wurde, welche Politik gemacht werden sollte, und sie bereiteten Schritt für Schritt den nächsten Raubzug vor. Sie wollten noch immer die von Carl Duisberg geforderte Weltmacht. „Chemie statt Kolonien“, lautete vorerst ihre Parole. Sie ließen sich die Sache etwas kosten. 4,5 Milliarden investierten sie in neuen Fabrikanlagen und Werken. Als in Gemeinschaft mit den Herren von Kohle und Stahl der größte Teil ihres Programms abgeschlossen war, suchten sie sich den Mann, der bereit war, einen neuen Krieg zu führen. Dieser Mann hieß Hitler. Sie schmeichelten seinem Größenwahn und machten ihn glauben, daß ihre wirtschaftlichen Potenzen groß genug seien, ganz Europa zu beherrschen.

Bald floß wieder Blut, und von neuem konnten sie mit vollen Händen aus den Goldquellen schöpfen. Der zweite Weltkrieg stellte alles Bisherige in den Schatten. Die Chemie verdiente an Kunstfasern und künstlichem Kautschuk, an synthetischem Benzin, an Isooktan und Methanol für die Flugzeuge, an Hydrazin für die V-Waffen, verdiente am Töten und Zerstören. Jeder Schmerzensschrei, jeder Ziegelstein, der durch Bomben und Granaten aus dem Mauerwerk flog, brachte Gewinn.

So haben die Herren der Chemie in Deutschland und England, in Frankreich und den Vereinigten Staaten an jedem Kriege verdient. Heute heißen zwar die IG-Farben anders – sie sind einer „Entflechtung“ unterzogen worden –, wenn man jenes Manöver, das die Herren in den Westzonen auf Grund des Potsdamer Abkommens durchführten, so nennen will. Geändert hat sich nämlich nichts. Die alten Piraten der Wirtschaft, die Schmitz, ter Meer, Gajewski, Ambros, Bütefisch, Gallenius, Schneider und wie sie alle heißen, sitzen weiterhin an den Quellen. Erneut – zum drittenmal – sind sie eifrig dabei, sich Monopole zu sichern. Herstellung der Ausgangsprodukte für die Atomwaffen heißt das neue Geschäft. Sie halten bereits die Zeit für gekommen, die Bundeswehr atomar aufzurüsten.

## Die Korrespondenz eines „feinen“ Herrn

Bei der Durchsicht der Geschäftspapiere der IG-Farben kam uns auch der Brief in die Hände, der das wahre Gesicht der Herren der Chemie bloßlegt. Der „feine“ Herr, der den Brief schrieb, heißt Dr. Heinrich Bütefisch und war einmal Chef der Leuna-Werke. Mit seinem Freund Heinrich Himmler hatte er etwas mehr als nur den Vornamen gemein; auch er hatte eine Vorliebe für unsaubere Geschäfte. Skrupellos nutzte er den braunen Terror für die Zwecke des Profits. Die unglücklichen Menschen in den Konzentrationslagern für sich arbeiten zu lassen, schämte er sich nicht. In der Nähe der Todeslager ließ er Zweigfabriken errichten, in denen aus der Arbeitskraft der Todeskandidaten, ehe sie über die Roste der Krematorien gingen, noch soviel herausgepreßt wurde, wie sich herauspressen ließ. So entstand auch neben dem Auschwitzer Todeslager ein Werk der IG-Farben. Nach ein paar Mo-

naten Arbeit in dieser Fabrik starben die Häftlinge an den giftigen Gasen, an den unmenschlichen Antreibermethoden und an Entkräftung. Himmler sorgte für Nachschub. Bütetisch kaufte, kaufte Menschen für eine Mark je Tag. Und Himmler kassierte.

Aus dieser Zeit des großen Geschäfts stammt auch jener Brief.

„... Im Hinblick auf die Experimente mit einem neuen Schlafmittel wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns eine Anzahl Frauen besorgen könnten. Wir erhielten Ihre Antwort, sehen jedoch den Preis von 200 RM pro Frau als übersetzt an. Wir schlagen Ihnen einen Preis von höchstens 170 RM pro Frau vor. Wenn Sie damit einverstanden sind, werden wir die Frauen kommen lassen. Wir benötigen annähernd 150 Stück.“

Und nun kritzelte dieser Dr. Bütetisch mit einem eleganten Schwung seinen Namen unter das Schanddokument. Auf dem Heimwege am Nachmittag gab er seinem Fahrer einen Wink, vor einem Blumengeschäft zu halten. Er war ein vorbildlicher und aufmerksamer Ehemann, der niemals vergaß, seiner Frau ein paar Blumen mit nach Hause zu bringen. Er liebte Blumen und Musik, und er verstand sich darauf, in einer gepflegten Häuslichkeit mit guten Freunden über Rilke und Johst zu plaudern.

## Ein wirksames Schlafmittel

Aber nicht nur der Brief des Bütetisch an die Leitung des Konzentrationslagers in Auschwitz ist uns erhalten geblieben, sondern auch der Name des Schlafmittels, um das es damals ging. Es ist außerordentlich wirksam, „verbürgt“ es doch einen Schlaf von unbegrenzter Dauer. Es trägt den Namen „Zyklon B“. Der Preis für die 150 Frauen aus dem

Lager, der im Hauptbuch der IG-Farben auf der Ausgabenseite steht, hat sich gut verzinst. Auf der Habenseite stehen die Einnahmen für „Zyklon B“. Alle diese Posten sind exakt notiert, so wie es sich für einen „ehrbaren“ deutschen Kaufmann gehört: 1942 an das KZ-Lager Auschwitz 7480 kg Zyklon B geliefert, 1943 an das gleiche Lager 12180 kg. 10 kg „Zyklon B“ töten 3000 Menschen. Die im Jahre 1943 gelieferten 12180 kg „Zyklon B“ brachten also fast vier Millionen Menschen den Tod.

Der Leiter der Giftgas-Abteilung der IG-Farben, Otto Ambros, schrieb an den Leiter der Planung des Gesamtkonzerns, Fritz ter Meer, über die von Bütefisch eingeleiteten und auf Grund seiner Freundschaft mit Himmler so „erfolgreichen“ Geschäfte lakonisch: „... unsere neue Freundschaft mit der SS erweist sich als sehr einträglich.“

Ja, die am 27. Januar 1932 im Industrieclub zu Düsseldorf gespendeten 400000 Mark für den „Adolf-Hitler-Fond“, und die dann bis Ende 1933 noch dazugelegten 12,7 Millionen aus den Kassen der IG-Farben, die nicht unwesentlich mit dazu beigetragen haben, den braunen Diktator an die Macht zu bringen, trugen ihre Zinsen. Der Mord an Millionen Antifaschisten, Juden, Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen mit „Zyklon B“ war ein ausgezeichnetes Geschäft.

Im letzten Kriegsjahr arbeiteten in den IG-Farben-Betrieben, außer den in den besetzten Gebieten den KZ-Lagern beigegebenen Fabriken, wie Auschwitz, 102000 Zwangsarbeiter aus fast ganz Europa. Sie arbeiteten unter den furchtbarsten Bedingungen, bis sie zusammenbrachen. Von welchem Geist diese „ehrbaren Kaufherren“ beseelt waren, zeigt ein Rundschreiben, das der Hauptabwehrbeauftragte des Konzerns, Dr. Schneider, am 10. Juli 1943 an alle IG-Betriebe verschickte.

„An die Betriebsführer, Betriebsobmänner und Unterführer in den Betrieben.

Oberster Grundsatz bleibt es, aus den Kriegsgefangenen der Ostvölker und allen Ostarbeitern so viel Arbeitsleistung herauszuholen als nur irgend möglich.

Alle diese Menschen müssen so ernährt, untergebracht und behandelt werden, daß sie bei denkbar sparsamstem Aufwand die größtmögliche Leistung vollbringen.“

Dieser Krieg war ein blendendes Geschäft. Alles brachte Gewinn, das Sterben und das Leben, der Großverbrauch an chemischen Mitteln für die Kriegführung, die besetzten Gebiete mit ihren Industrien, und noch niemals hatte so billiges „Arbeitsvieh“ zur Verfügung gestanden.

Es gab viele solcher „feinen“ Geschäfte in der Zeit des Faschismus und des Krieges. Als sie am Ende ihre Bilanz aufstellten, ergab sich ein Gewinn von sechs Milliarden Mark. Trotz des Verlustes der 200 Werke, die sie sich, den Spuren der faschistischen Eroberer folgend, in allen besetzten Ländern angeeignet hatten, und obwohl sie außerdem noch 2,8 Milliarden Mark für sogenannte „Ostverluste“ abschrieben, das heißt für die Fabriken und Werke, die auf dem Gebiet der DDR liegen.

Die Aktionäre bekamen für jede Aktie von 1000 Mark Nennwert Aktien der Nachfolgesellschaften des nun „entflochtenen“ Konzerns: 250 DM der „Badischen Anilin- und Soda-Werke“, 25 DM der „Casalla-Farbwerke-Mainkur“, 285 DM der „Farbenfabriken Bayer“ und 210 DM der „Farbwerke Hoechst“, also 770 DM an Aktien der neuen Werke. Dazu kam noch ein Liquidationsanteilschein von 145 DM. 915 DM neuer Aktien steckten sich die alten Herren der IG-Farben, die ter Meer, Ambros und Bütetisch, wieder in ihre Taschen. Dabei standen die 915 DM nur auf dem Papier. In Wirklichkeit war der Marktwert der neuen Aktien schon im Augenblick ihrer Ausstellung auf der Börse doppelt so hoch.

Jeder arbeitende Mensch hatte auch in Westdeutschland bei der Währungsreform für 10 Mark nur eine Mark des neuen Geldes erhalten. Für diese Herren aber hatten sich ihre Gewinne aus den während des Krieges zusammengestohlenen Werten, aus dem Geschäft mit dem Tod von Millionen Menschen sogar noch verdoppelt.

So haben sie an allen Kriegen, ganz gleich, ob gewonnen oder verloren, verdient.

## Die Säulen des Reichtums

Unablässig floß ein breiter Goldstrom aus der chemischen Industrie in die Taschen der Großaktionäre. Sie allein waren die Nutznießer der Arbeit von Hunderttausenden schaffender Menschen, deren Lohn kaum ausreichte, ein kärgliches Dasein zu fristen.

Für einen großen Teil der Menschheit ist das allerdings heute schon Vergangenheit. Auch in unserem jungen Staat sind die Ausbeuter davongejagt worden. Die Werke und Fabriken sind Volkseigentum.

Was sich hier nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus vollzog, bestätigte die seit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution sichtbare Tendenz der geschichtlichen Entwicklung: Der Kapitalismus erwies sich als machtlos, den historischen Prozeß aufzuhalten, der zum Sieg des Sozialismus führt.

Eigentlich müßte man einmal nachsehen, wie die Arbeiter ohne die Konzerngewaltigen, ohne die „Kapitäne der Wirtschaft“ auskommen. Meinen Sie nicht auch? Es wäre wirklich an der Zeit, unseren Chemiebetrieben einen Besuch abzustatten. Wählen wir eine Route kreuz und quer durch unsere Republik. Die Reiseziele sollen einmal nicht die Berge und Wälder unserer Heimat, nicht der lockende Strand der Ostsee sein; wir wollen uns einer anderen Landschaft zuwenden, deren Romantik uns nicht minder anzieht, der Industrielandschaft. Dort, wo qualmende Schornsteine in den Himmel ragen, wo sich die gewaltigen Räder der Fördertürme drehen, wo Riesenbagger die Erde durchwühlen und die Silhouetten der großen Industriebetriebe ihr verwirrendes Bild darbieten, wollen wir Station machen, um uns ein wenig umzusehen.

Seit vier Stunden steuern wir bereits unserem ersten Ziel entgegen. Es ist ein kleiner Ort, den wir vergeblich im Auto-Atlas gesucht haben: Merkers. Westlich von Bad Salzungen im Werratal erheben sich die Anlagen des größten Kalikombinats von Europa.

Ja, beim Kali, dessen Bedeutung uns Liebig erschloß, wollen wir anfangen. Wir sind reich an Kali, und Kali macht uns reich. Den Reichtum einer Nation mißt man doch heute nicht mehr an der Menge des in Tresoren gehorteten Goldes. Der Reichtum eines Volkes besteht in der Produktion von materiellen Gütern, die von Industrie und Landwirtschaft erzeugt werden. Ein Volk ist reich, wenn alle Menschen schöne Wohnungen haben und gut gekleidet gehen, wenn es keinen Mangel an Lebensmitteln gibt und wenn sie dazu wissen, daß alle diese Güter von Jahr zu Jahr reichlicher zur Verfügung stehen. Dann hat ihr Leben und Schaffen einen Sinn, eine Perspektive, für die zu arbeiten es sich lohnt.

Die Zauberin Chemie ist es vor allem, die aus Salz Reichtum werden läßt. Aus einem einzigen Kilo, das ein paar Pfennige kostet, erzeugt sie chemische Produkte, die Tausende von Mark wert sind. Heute spielen die paar Pfund Speisesalz, die jeder Mensch im Jahr zu sich nimmt, für Werke wie das in Merkers gar keine Rolle mehr. Die weitest- aus größte Menge an Salz, die der Kumpel aus der Erde fördert, verbraucht die chemische Industrie.

Natriumchlorid nennt der Chemiker das Steinsalz, eine Verbindung, die aus den Elementen Natrium und Chlor besteht. Für beide hat die chemische Industrie eine vielseitige Verwendung.

Nun, wir haben also die Schornsteine und Fördertürme von Merkers vor uns. Wo wir unsere Rast halten, wo wir uns einige Gedanken über die Wunderwelt der Chemie machen, liegt tief unter uns, 400 oder 500 Meter, Salz. Wir haben einige Salzlager in unserer Republik, und wir sind froh, daß wir sie besitzen; sie sind eine der Säulen, auf denen wir unser prächtiges Gebäude der chemischen Industrie errichtet haben.

Die zweite Säule ist überall, wo wir auch sind. Sie umgibt uns, mit jedem Atemzug macht sie uns das Leben möglich. Das ist die Luft, vor allem ihr Gehalt an Stickstoff, denn auch ihn versteht die Chemie für unsere Zwecke zu nutzen.

Und schließlich haben uns unermeßlich große Wälder vor Millionen Jahren einen Schatz in der Erde hinterlassen, den wir so sparsam wie möglich und so gut wie möglich für uns gewinnen. Verachtet war dieser kostbare Schatz einst, minderwertig gescholten, als arme Stiefschwester der Steinkohle behandelt und Braunkohle genannt. Im Jahre 1960 förderten unsere Kumpel 244 Millionen Tonnen davon aus der Erde.

Freilich, wenn man die Schätze der Welt mit denen vergleicht, die sich auf dem Territorium unserer Deutschen Demokratischen Republik befinden, dann mag man wohl im ersten Augenblick ein wenig den Kopf hängen lassen. Wie verschwenderisch ist die Mutter Natur da oder dort mit ihren Gaben gewesen, und wie kärglich hat sie uns bedacht. Aber vielleicht kommt ein kundiger Mann des Weges und gibt uns Mut und sagt: „Nein, ihr seid nicht arm, ihr seid reich. Ihr besitzt, was nicht alle Völker besitzen.“

Und wir fragen: „Was ist das?“

„Ihr habt endlich den ‚Stein der Weisen‘“, sagt er darauf.

„Ihr schafft euch, was ihr nicht habt.“

Zweifelnd lächeln wir darüber, daß wir besitzen sollen, wonach vor Jahrhunderten die Menschen suchten, das, was ins Reich der Fabel gehört.

„Ja“, sagt er ganz ernsthaft, „ihr habt die Chemie.“

„Aber auch andere Länder haben Chemie, auch Westdeutschland, die Vereinigten Staaten und England.“

„Auch sie. Natürlich haben sie alle chemische Werke. Wir wissen, daß die Chemie seit Jahrzehnten ein wichtiger Faktor der Wirtschaft gewesen ist. Deutschland hat Chemiker hervorgebracht, deren Namen für alle Zeiten in den Annalen der wissenschaftlichen Welt verzeichnet sind. Es gibt in Westdeutschland mächtige chemische Werke. Am Rhein gibt es ganze Städte der Chemie, mit Zehntausenden Arbeitern, mit Hochhäusern und Wäldern von Schornsteinen. Es gab eine Zeit, da hat man Deutschland den „IG-Staat“ genannt, weil die Herren in Leverkusen nicht nur die chemischen Prozesse in ihren Fabriken dirigierten,

sondern auch die Handlungen der Minister. Haben wir nicht inzwischen erfahren, welchen unermeßlichen Reichtum die Chemie den Besitzern der Werke und Fabriken gebracht hat?"

Und hier hebt unser Freund die Hand, legt sie uns freundschaftlich auf die Schulter und fährt fort:

„Die Chemie wird ihre Herren immer mit Reichtum beschenken. Daran wird sich nichts ändern. Das dürfen Sie mir glauben. Nur die Herren haben sich geändert. Heute sind wir die Herren der Werke, heute gehört der Reichtum uns allen.“

Wir lächeln wieder; denn wir verstehen, warum er uns sagte, daß wir im Besitze des „Steins der Weisen“ sind.

Aber haben wir nicht noch mehr? Haben wir nicht etwas, was die alten Herren der Chemie, die in Westdeutschland noch immer gebieten, niemals besaßen? Den neuen Menschen, der mit neuen Augen seine Arbeit betrachtet und der weiß, daß er für sich selber schafft? Wir haben die Freundschaft zu vielen Völkern, wir haben die brüderliche Hilfe der ganzen sozialistischen Welt. Nur ein Wort wollen wir nennen: Petrolchemie. An eine technische Großtat wollen wir dabei denken, die diese Freundschaft in diesem Augenblick schon zur Wirklichkeit macht: den Bau einer Erdölleitung von der unteren Wolga bis in unsere Republik.

Auf diesen Grundlagen wächst unser Wohlstand. Wir messen ihn nicht an der Zahl der Millionäre, sondern danach, wie für Millionen das Leben reicher und schöner wird.

Und wir sehen unseren Freund an, lachen und drücken ihm zum Abschied die Hand; er hat recht, wir haben den „Stein der Weisen“.

## Wintershall AG

Wenn irgendwo Gold gefunden wird, ganz gleich, ob es schwarz oder weiß ist, ob in fester oder flüssiger Form, da sind sofort, wie im Mittelalter die Könige und Fürsten, die Junker und die Pfaffen, die reichen Herren zur Stelle, um sich davon so viel wie möglich in die Taschen zu stopfen. So war es auch jetzt wieder. Denn überall, wo Steinsalzlager vorhanden waren, gab es auch Kali. Bald wurde Kali auch nicht nur für die Landwirtschaft gebraucht. Aus dem Rohsals ließen sich Produkte gewinnen, die zur Herstellung bestimmter Glassorten, zur Erzeugung von Seifen und Farben, von Papier, Porzellan und Sprengstoffen verwendet werden.

Den Besitzern der Gruben brachte das Kaligeschäft hohe Profite. Und die Herren der Chemie entwickelten besondere Methoden, einen möglichst großen Bedarf zu organisieren. Die kleinen Gruben wurden im Konkurrenzkampf an die Wand gedrückt. Bald gab es in Deutschland nur noch drei Konzerne, die über den ganzen Reichtum an Kali verfügten, die damit über Hunger oder Fülle geboten. Diese drei Konzerne waren: Wintershall-Burbach AG, Salzdetfurth und Solvay. Schließlich schlossen sie sich im Kali-Kartell zusammen und bestimmten nun gemeinsam Preise und abzubauen Mengen.

Auch die Herren der Kaliindustrie warfen ihre wirtschaftliche Macht in die politische Waagschale. Der Generaldirektor des Kalikartells, August Rosterg, forderte 1933 offen die Übergabe der Regierungsgewalt an Hitler. Aus seinem Kartell flossen Millionen in die Kassen der Nazi-partei.

Suchen wir seinen Namen heute in dem Handbuch der westdeutschen Aktiengesellschaften, so finden wir ihn neben vielen anderen wieder; auch er sitzt gesund und munter im Aufsichtsrat der Wintershall AG. Es ist, als sei die vergangene Zeit spurlos vorübergegangen, als habe es keinen faschistischen Raubkrieg, keine Nazibarbarei ge-

geben. Heute strecken die Herren des Kalis in Westdeutschland ihre schmutzigen Hände schon wieder über die Grenzen, gieren nach den reichen Lagern in Spanien und im Elsaß.

In den Kaliwerken unserer Republik, wo sich die Förderäder drehen, wo die Schornsteine weiße Rauchfahnen in den blauen Himmel schicken, haben die Herren Rosterg, Rechberg oder Quandt nichts mehr zu sagen. Das „weiße Gold“, das tief in der Erde lagert, wird ihnen keinen Gewinn mehr einbringen.

Über dem Werktor des Kalikombinats „Werra“ in Merkers stand auch einmal der Name jenes Konzerns, in dem August Rosterg in Celle noch immer ein gewichtiges Wort zu sagen hat: „Wintershall AG“. Die Schilder mit dem für die Kumpels so häßlichen Namen sind inzwischen längst auf den Abfallhaufen verrostet. Die 14 Kalischächte unserer Republik gehören nicht mehr den Millionären; sie gehören den Menschen, die die Kalischächte abteuften, die das Salz vor Ort bohren, es fördern, mahlen, aufbereiten, verpacken und verladen; sie gehören dem Volke.

## Schwerer Anfang

Ja, die Kalikumpel in Merkers, Dorndorf und Unterbreizbach fahren in ihre eigenen Gruben. 1945, als die Herren von Wintershall sich an die Rockschöbe der Amerikaner hingen und davonliefen, sah es mit den Gruben schlecht aus. In den Kriegsjahren war gefördert worden, was nur möglich war. Kali wurde für Sprengstoffe gebraucht. Die deutschen Imperialisten überzogen die Welt mit Krieg. Für sie waren Sprengstoffe wichtiger als alles andere.

Für die Erhaltung der Gruben war nichts getan worden. Bei ihrer Flucht nahmen die früheren Besitzer mit, was

nicht niet- und nagelfest war. Sie hinterließen ein Chaos. Nicht nur die Produktionsunterlagen waren verschwunden, auch die meisten Bergingenieure hatten sich aus dem Staube gemacht.

Die Kumpel fuhren trotzdem ein. Zuerst förderten sie Rohsalz, das es in allen Gruben gab. Oft hatte es jahrelang in abgebauten Stollen gelagert. Der Konzern hatte es zur „Regulierung“ der Preise benutzt. Darunter verstand er das Hochhalten der Preise. Es kam ihm nicht darauf an, mehr Kali zu fördern, um es billiger den Bauern zu liefern. Lieber wurde das produzierte Kali gehortet, ein künstlicher Mangel geschaffen, damit die Preise „stabil“, das heißt hoch blieben.

Wenn sich zuviel Salz angesammelt hatte, kam für die Kumpel die Zeit der Arbeitslosigkeit; dann standen die Förderräder auf den Türmen still. Niemals aber hätten es sich die Herren von Wintershall träumen lassen, daß sie diesen Teil ihres Reichtums, ihr Reservoir für den Sonderprofit, für die Arbeiter, die ihn aus dem Berge abgebaut hatten, beiseite legten.

Jetzt kam das Rohsalz zur rechten Zeit aus der Erde, denn die Bauern warteten auf Düngemittel und die Menschen in den Städten auf Brot.

Als alle Schäden, die Krieg und Raubbau hinterlassen hatten, beseitigt waren, ging es wieder vorwärts. Die Konzernherren in Hannover waren sicher gewesen, daß die Kumpel ohne sie nicht weiterkämen, daß die Förderung zurückgehe, ins Stocken gerate. Statt dessen ging es nun besser voran. Von Jahr zu Jahr kletterten die Förderleistungen. Neue Abbaumethoden wurden erdacht, erprobt und eingeführt. Nun sahen die Kumpel ihre Arbeit mit anderen Augen an; sie machten sich Gedanken, wie sie Neues einführen konnten. Zunächst gab es nur einige, die die großen Veränderungen im vollen Umfange begriffen. Es gab noch manchen, der glaubte, daß er nur für sich selbst das Beste herausholen müsse, der in der Leitung der Grube seinen Gegner sah, obwohl dort Arbeiter saßen, nicht mehr die Kreaturen des Konzerns.

geben. Heute strecken die Herren des Kalis in Westdeutschland ihre schmutzigen Hände schon wieder über die Grenzen, gieren nach den reichen Lagern in Spanien und im Elsaß.

In den Kaliwerken unserer Republik, wo sich die Förderäder drehen, wo die Schornsteine weiße Rauchfahnen in den blauen Himmel schicken, haben die Herren Rosterg, Rechberg oder Quandt nichts mehr zu sagen. Das „weiße Gold“, das tief in der Erde lagert, wird ihnen keinen Gewinn mehr einbringen.

Über dem Werktor des Kalikombinats „Werra“ in Merkers stand auch einmal der Name jenes Konzerns, in dem August Rosterg in Celle noch immer ein gewichtiges Wort zu sagen hat: „Wintershall AG“. Die Schilder mit dem für die Kumpels so häßlichen Namen sind inzwischen längst auf den Abfallhaufen verrostet. Die 14 Kalischächte unserer Republik gehören nicht mehr den Millionären; sie gehören den Menschen, die die Kalischächte abteuften, die das Salz vor Ort bohren, es fördern, mahlen, aufbereiten, verpacken und verladen; sie gehören dem Volke.

## Schwerer Anfang

Ja, die Kalikumpel in Merkers, Dorndorf und Unterbreizbach fahren in ihre eigenen Gruben. 1945, als die Herren von Wintershall sich an die Rockschöbe der Amerikaner hingen und davonliefen, sah es mit den Gruben schlecht aus. In den Kriegsjahren war gefördert worden, was nur möglich war. Kali wurde für Sprengstoffe gebraucht. Die deutschen Imperialisten überzogen die Welt mit Krieg. Für sie waren Sprengstoffe wichtiger als alles andere.

Für die Erhaltung der Gruben war nichts getan worden. Bei ihrer Flucht nahmen die früheren Besitzer mit, was

nicht niet- und nagelfest war. Sie hinterließen ein Chaos. Nicht nur die Produktionsunterlagen waren verschwunden, auch die meisten Bergingenieure hatten sich aus dem Staube gemacht.

Die Kumpel fuhren trotzdem ein. Zuerst förderten sie Rohsalz, das es in allen Gruben gab. Oft hatte es jahrelang in abgebauten Stollen gelagert. Der Konzern hatte es zur „Regulierung“ der Preise benutzt. Darunter verstand er das Hochhalten der Preise. Es kam ihm nicht darauf an, mehr Kali zu fördern, um es billiger den Bauern zu liefern. Lieber wurde das produzierte Kali gehortet, ein künstlicher Mangel geschaffen, damit die Preise „stabil“, das heißt hoch blieben.

Wenn sich zuviel Salz angesammelt hatte, kam für die Kumpel die Zeit der Arbeitslosigkeit; dann standen die Förderräder auf den Türmen still. Niemals aber hätten es sich die Herren von Wintershall träumen lassen, daß sie diesen Teil ihres Reichtums, ihr Reservoir für den Sonderprofit, für die Arbeiter, die ihn aus dem Berge abgebaut hatten, beiseite legten.

Jetzt kam das Rohsalz zur rechten Zeit aus der Erde, denn die Bauern warteten auf Düngemittel und die Menschen in den Städten auf Brot.

Als alle Schäden, die Krieg und Raubbau hinterlassen hatten, beseitigt waren, ging es wieder vorwärts. Die Konzernherren in Hannover waren sicher gewesen, daß die Kumpel ohne sie nicht weiterkämen, daß die Förderung zurückgehe, ins Stocken gerate. Statt dessen ging es nun besser voran. Von Jahr zu Jahr kletterten die Förderleistungen, Neue Abbaumethoden wurden erdacht, erprobt und eingeführt. Nun sahen die Kumpel ihre Arbeit mit anderen Augen an; sie machten sich Gedanken, wie sie Neues einführen konnten. Zunächst gab es nur einige, die die großen Veränderungen im vollen Umfange begriffen. Es gab noch manchen, der glaubte, daß er nur für sich selbst das Beste herausholen müsse, der in der Leitung der Grube seinen Gegner sah, obwohl dort Arbeiter saßen, nicht mehr die Kreaturen des Konzerns.

Auf den ersten Blick gleichen sich die Kaliwerke. Keines kann ohne Fördertürme, Schornsteine, Fabrikhallen auskommen. Fabrik ist Fabrik, und Bergwerk ist Bergwerk; aber für die Kumpel, die hier oder dort arbeiten, die vor Ort das Kali brechen, für die Arbeiter im Lösehaus, in den Kraftwerken, in den Pump- und Verladestationen ist es nicht gleichgültig, wer die Werke leitet.

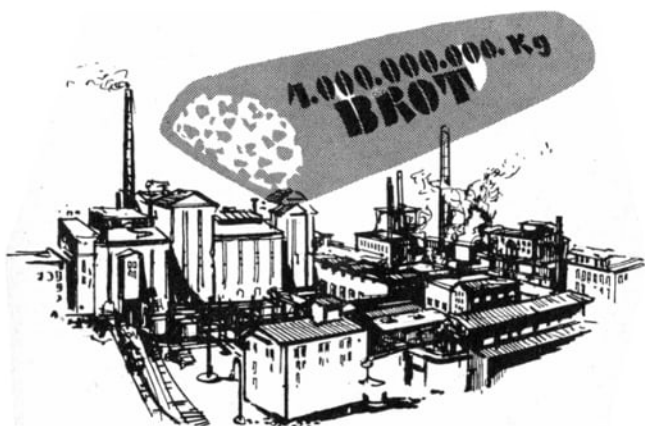
## Ein Riesenbrot

Im Wartezimmer der Direktion liegt ein kleines Heft auf dem Tisch. Es ist schon stark zerlesen, weil viele darin geblättert haben. Auf der Titelseite stehen zwei Zahlen: 1925 – 1950. Es ist eine Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Kombinats. Fünf Jahre davon gehörte das Werk dem Volke und zwanzig dem Konzern. In dieser Schrift geben die Kumpel Rechenschaft darüber, was sie geschafft haben. Zahlen aus dem Heft zu nennen, hat keinen Zweck, sie sind längst überholt. Aber eine Seite wird uns doch im Gedächtnis bleiben.

Auf dieser Seite sieht man das Kombinat mit allen Anlagen, den Schächten, den Lösehäusern, den Lagerhallen, man sieht die Glaubersalz-, die Bromfabrik und das Kraftwerk. Über diese Fotografie hat der Zeichner die Umrisse eines Brotes skizziert und mit Größenangaben versehen.

1000 Meter ist das Brot lang, 125 Meter breit und 25 Meter hoch. Wollte man dieses Riesenbrot wiegen, müßte man eine Waage haben, die eine Milliarde Kilogramm trägt. Von diesem Brot könnte sich jeder Bürger unserer Republik, ganz gleich, wie alt er ist, eine Scheibe abschneiden. 60 Kilogramm dürfte sie wiegen, damit jeder sein Teil bekommt. Warum zeigten die Kumpel damals

ein solches Brot in ihrer Festschrift? Sie wollten damit deutlich machen, was die jährliche Förderleistung ihres Kombinates bedeutet.



Wie groß müßte das Brot heute sein? Wie groß wird es werden? In unserem Siebenjahrplan und im Chemieprogramm spielt der Kalibergbau eine bedeutende Rolle. Wir werden am Ende des Planes 2120000 Tonnen Reinkali ( $K_2O$ ) gewinnen, und 120 Kilogramm Reinkali werden im Jahre 1965 unsere Produktionsgenossenschaften und volkseigenen Güter je Hektar zur Verfügung haben. Die DDR ist heute der größte Kaliexporteur der Welt. Das Brot, das bereits im Jahre 1950 ein so imponierendes Ausmaß hatte, wächst und wächst. Die Scheibe, die jedem Bürger davon gehört, wird immer dicker, schwerer und wertvoller. So ist das Riesenbrot ein Symbol des Wertes unserer Arbeit. Es kann sich in Baumwolle verwandeln, in Bananen, Wein oder Zitronen, in Erze und Autos. Es kann sich in viele Güter verwandeln, die wir benötigen, um unser Leben reicher und schöner zu machen.

## Gletscher im Kaliwerk

Gehen wir jetzt einmal in den Lagerschuppen. Schuppen – was für ein bescheidenes Wort! Durch eine kleine Tür treten wir hinein und stehen plötzlich in einer Schneelandschaft mit steilen Hängen und zünftigen Abfahrten. Die Halle, in der das versandfertige Kali wie ein von den Bergen herabfließender Gletscher lagert, ist 240 Meter lang, 54 Meter breit und 30 Meter hoch. Hier ist man nicht kleinlich mit den Ausmaßen. Wie winzig kommt sich der Mensch in einer solchen Mammuthalle vor!

Ununterbrochen, als sei ein von Lawinen verschüttetes Dorf freizulegen, fressen sich die Eimer des Entspeicherungskratzers in diese gigantische Schneelandschaft. Auf breiten Förderbändern fließt der gehortete Reichtum davon. Trotzdem nimmt die Menge nicht ab, weil die Zufuhr keinen Augenblick stockt. Wir lassen ein wenig von dem weißen Salz, das auf dem Förderband dahineilt, durch unsere Finger gleiten. Wie weit mag der Weg sein, den es noch vor sich hat? Mit dem Auto und mit der Eisenbahn wird es reisen, in Schiffen wird es über Meere fahren, bis es irgendwo dem Boden zu neuer Fruchtbarkeit verhilft.

Aber auch der Weg, der hinter ihm liegt, ist lang gewesen. Die 1 500 000 Dezitonnen Kalisalz, die sich hier für eine Weile im Speicher ausruhen, haben schon einiges erlebt.

Wenn Förderbänder und Wagen neues Kali heranbringen, muß man unwillkürlich daran denken, was dieses Salz schon für eine Tortur überstehen mußte, ehe es hier, wohlgranuliert, für den Weg in die Welt gelagert werden konnte. Die Gewalt des Sprengstoffes Donarit I, II oder Gelatine hatte es aus dem Berg gerissen, in dem es Millionen Jahre ruhte und die Last von 400 Metern Stein und Erde auf dem Rücken trug; die stählerne Hand des Schrapers hatte es gepackt und zur Ladebühne geschleift. Dann kam ein kilometerweiter Weg im Dunkel des Berges. In Wagen wurde es mit Schlägen und Püffen in eine Seilbahn gehängt, zum Füllort gefahren. Manchmal waren

an seiner Seite, wie auf einer nächtlichen Landstraße, die Scheinwerfer der Autos und Motorräder aufgeblitzt und in der Ferne wieder verschwunden. Das waren Kumpel auf dem Wege zur Arbeit, Hauer, Steiger, Schießmeister, Elektriker und wer alles noch unter der Erde seine Arbeit verrichtet. Später trafen sich die Schienenstränge mit anderen, aus allen Anschlägen tauchten neue auf.

Der Füllort gleicht dem Bahnhof einer mittleren Stadt. Auf dem Steuerpult steht der Anschläger, die Hände auf Hebeln und Schaltern. Er regelt die Reihenfolge der Wagen. Ein Zug am Hebel: Greifer fassen die Räder, der Kreiselschwipper kippt vier Tonnen Salz in das Gefäß. 4500 Tonnen in einer Schicht.

Die schwere körperliche Arbeit wird unter Tage immer seltener. Der Hauer hat keinen Schlegel mehr in der Hand oder gar eine Pickhacke. Nicht einmal der Preßlufthammer gehört noch zu seinem Handwerkszeug. Er diri-



giert eine Säulendrehbohrmaschine, und ihr Gestänge frißt sich ins Salz, als sei es weich wie Butter. Anstelle von Muskelkraft braucht der Hauer heute in erster Linie den

„Kopf“. Seine Kunst besteht darin, die Struktur des Lagers, das Wachstum seiner Schichten zu erfassen und den Winkel zu berechnen, in dem das Bohrgestänge in das Salzflöz eindringen muß. Diese 30 oder gar noch mehr Löcher, die in einer Schicht entstehen, müssen so angelegt sein, daß während des Schichtwechsels, wenn die Sprengladungen gelöst werden, die größtmögliche Menge in den kleinstmöglichen Stücken so weit wie nur möglich vom Stoß weggeschleudert wird. Um das zu erreichen, ist es außerdem notwendig, noch die beste und wirksamste Menge des Sprengstoffes bis auf das Gramm genau zu berechnen. Von der Kunst des Hauers hängt in erster Linie der Erfolg der Arbeit ab, das Förderergebnis, die Erfüllung der Pläne.

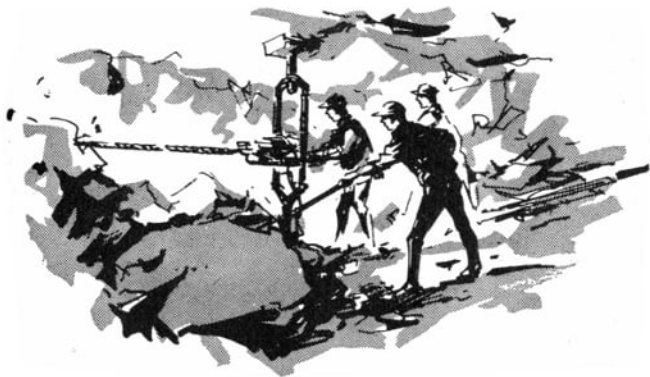
## Brigade Messing

Der Verdiente Bergmann Kurt Messing stellt einen Augenblick seine Maschine ab und lacht, als wir ihn fragen, wie es mit seiner Arbeit steht und wie er mit der Brigade zufrieden ist. 13 Jahre arbeitet er schon im Salz, und was er ausplaudert, ist eine kleine Geschichte unseres Kalibergbaues. „Manchmal wird uns selber erst bewußt, wie sich alles verändert hat, wenn man erzählen soll, wie es war und wie es geworden ist. Was uns heute zuweilen noch Ärger macht, darauf waren wir vielleicht vor zwei oder drei Jahren noch stolz. Eine Förderleistung, über die wir heute schimpfen, von der wir meinen, daß wir eine Pechsträhne hatten, galt vor einem Jahr noch als Rekord und wurde von allen bestaunt.“

Wenn er spricht, Tausende Tonnen Rohsalz nennt, die er und seine Brigade schon aus dem Berg abgebaut haben, berichtet, wie sie sich um jede Tonne Mehrleistung Sorge

gemacht haben, dann leuchten seine Augen. Man meint, daß er dabei die wogenden Kornfelder sieht, die saftigen Kartoffelschläge und Rübenäcker, denen das wertvolle Salz Fruchtbarkeit gibt. Dann zeigt er auf den Bohrer: „Ja, eine Hochfrequenzmaschine ist eben ein anderer Bursche als die Geräte von einst.“

Während Kurt Messing erzählt, sind noch ein paar Kumpel seiner Brigade herangekommen. Sie haben den Ehrentitel „Sozialistische Brigade“ errungen. Jeder hat sich das Ziel gesetzt, jeden in seiner Arbeit vertreten zu können. Das ist gar nicht so einfach. Es gibt Altersunterschiede,



und auch der Zeitraum, den die einzelnen bisher im Schacht gearbeitet haben, ist von recht ungleicher Länge. Für manchen heißt es darum, sich auf den Hosenboden zu setzen, ein Buch in die Hand zu nehmen, zu lernen oder Vorträge im Kulturhaus über berufliche Fragen zu besuchen. Der Hauer braucht viele Erfahrungen und reiche Kenntnisse. Früher haben sich die Kollegen diese Kenntnisse in vielen Jahren untergeordneter Schachtarbeit erwerben müssen. Jeder tat es für sich allein, denn jeder war ängstlich bemüht, seine Erfahrungen geheimzuhalten. Das waren ja seine Pfunde, mit denen er wucherte, seine Ware, die er an die Grubenherren verkaufte. Auch das hat

sich geändert. Der Kumpel weiß, daß sein Reichtum schneller wächst, wenn alle größere Kenntnisse besitzen, daß die Förderleistungen steigen, wenn jeder an seinem Platz das Beste gibt. Was soll er da noch vor dem anderen Kumpel geheimhalten? Es ist besser, sich gegenseitig zu helfen. Im Vordergrund stehen ja nicht mehr einzelne, sondern alle, die Brigade, das Werk, die Republik und das Ziel, das ihnen vor Augen schwebt – das Leben im Sozialismus.

Die Brigade Messing hat schon einige Male ihre Norm freiwillig erhöht. Sie hat sich gesagt, daß durch die neuen technischen Einrichtungen die Arbeit leichter geworden ist. Der Staat hat viel Geld dafür ausgegeben. Nun soll er durch sie neue Mittel bekommen, die er zum weiteren Aufbau verwenden kann. Wird nicht Schacht II bald den vollautomatischen Betrieb aufnehmen? Nicht einmal mehr der Anschläger wird unter Tage sitzen. Von einem Schaltwerk aus wird er die Förderung dirigieren. 15000 Tonnen Rohsalz sollen dort täglich gefördert werden.

Das ist der Plan. Und das ist die Gewißheit. Die Kumpel haben es oft genug erfahren, daß Pläne Wirklichkeit werden.

Eines Tages waren die Frauen der Brigademitglieder mit eingefahren. Die Kumpel hatten sie eingeladen, weil im sozialistischen Leben auch die Ehe eine große Rolle spielt. Die Frauen schauten sich vor Ort um, sie wollten wissen, wie die Männer arbeiten. Das war gut, nicht nur für die Arbeit, sondern auch für das Leben in der Familie. Die Frauen hatten von diesem Tag an mehr Verständnis für die Dinge, die ihnen vorher fremd gewesen waren, von denen sie sich nur eine schwache Vorstellung machen konnten. Seitdem trafen sich die Kumpel mit ihren Frauen auch hin und wieder am Abend im Klubhaus; auch im Theater waren sie gemeinsam.

Wer hängt mehr an der Natur, ist hungriger nach Sonnenschein als der Kumpel, der seine Arbeit unter der Erde verrichten muß. Kurt Messing liebt die Barben und die Rotfedern, liebt die stillen Angelplätze an der Werra, wo

er ungestört träumen kann. Jeder von ihnen hat seine kleinen und großen Freuden. Hier unten aber haben sie alle das gleiche Ziel.

Nun macht Kurt Messing eine energische Handbewegung. Wer noch mehr wissen will, mag zu anderer Zeit wiederkommen; zu Hause bei einem Glas Bier plaudert es sich besser. Jetzt kommt die Bohrmaschine wieder zu ihrem Recht. Er steht auf und streckt sich. „Glück auf!“ sagt er und stapft zur Maschine hinüber. Der Schalter knackt, der Motor beginnt von neuem sein dröhnendes Lied, das Gesteige frißt sich in den Stoß, und weißes Salz stäubt aus dem Bohrloch.

Über ein „Gletscherfeld“ klettern wir zur Fahrstrecke zurück. Unser Begleiter hat die Awo bereits angetreten; rasch nähern wir uns wieder der Seilfahrt.

## 200 Millionen Jahre alt ist der See

Es gibt noch Romantik in unserer Zeit. Der Scheinwerfer des Motorrades tastet sich am Hangenden entlang, für einen Augenblick blitzen gelbe, rote oder blaue Kristalle auf. Dann ist plötzlich die Decke so niedrig, daß man unwillkürlich den Kopf einzieht. Der Fahrer stoppt die Maschine: Ein Wettortor ist zu öffnen und wieder zu schließen. Weiter rattert der Motor, tief unter der Erde auf dem Grunde eines urzeitlichen Sees, in dem sich vor Jahrmillionen das Licht der Sonne spiegelte. Der Geologe nennt jenes Erdzeitalter, das rund 200 Millionen Jahre zurückliegt, Perm; es ist die oberste Stufe des Erdaltertums mit einer Dauer von 25 bis 30 Millionen Jahren. Damals sind weite Gebiete unserer Heimat, Polens und Englands vom Wasser bedeckt gewesen. Mächtige Landbarren haben es dann von den Weltmeeren getrennt. In langen Zeiträumen

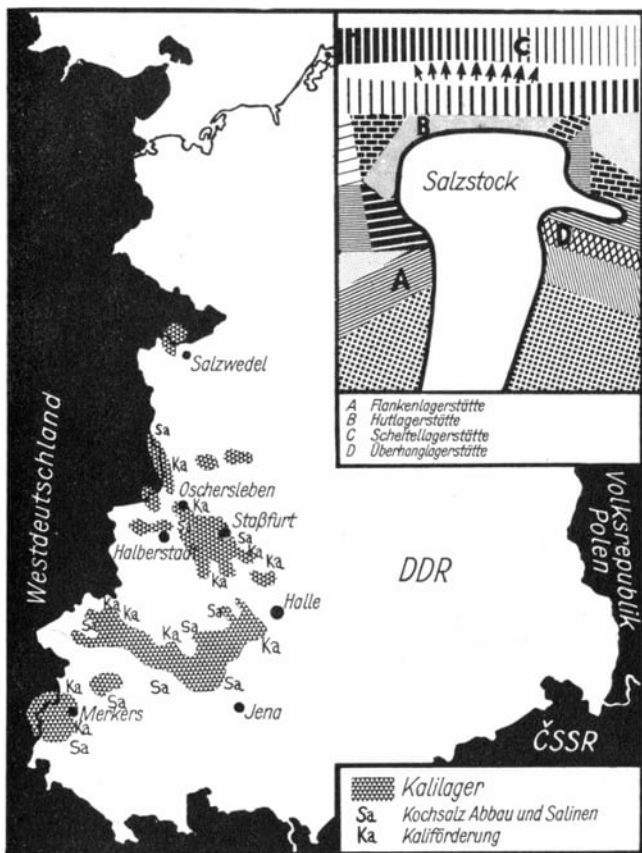
ist das Wasser verdunstet, und nur das Salz blieb zurück. Es blieb zurück, als sei es für unsere Zeit aufbewahrt worden.

Auch heute hat das Meerwasser einen verhältnismäßig hohen Salzgehalt. Zwei bis vier vom Hundert weist die Analyse aus. Wer in der Nordsee Wasser geschluckt hat, wird vielleicht sogar glauben, es sei mehr gewesen, so salzig hat es geschmeckt. Wenn wir uns aber die Mühe machten, den Inhalt der Weltmeere zu berechnen, um zu sehen, wie groß der Salzanteil eigentlich ist, dann kämen wir auf eine fast ungläubliche Zahl. Sie enthalten 47 745 Billionen Tonnen Salz. Ergäbe sich auch hier ein allmählicher Verdunstungsprozeß, verteilte sich diese Salzmenge dabei gleichmäßig über den Meeresgrund, so entstünde eine Schicht von 60 m Höhe. Die Urmeere haben demnach, was den Salzgehalt betrifft, unseren heutigen Ozeanen kaum etwas vorausgehakt.

## Ein anderes Hauptbuch

Der Absatzleiter von Merkers, Kollege Giersch, berichtet uns, wie begehrt unser Kali in der Welt ist, begehrt und gefragt nicht nur bei unseren Freunden. Selbst Regierungen, für die unsere Republik eigentlich gar nicht existiert, nehmen von unserem Kali Kenntnis. Aber Merkers liefert nicht allein Kali, sondern noch viele andere Produkte, die aus dem Rohsalz gewonnen werden. Französische Zeitungen werden auf Papier gedruckt, das mit Natriumsulfat aus Merkers hergestellt wurde; Schwefelsäure, das Blut der Chemie, fließt in Holland und Norwegen, in der Schweiz und in Kanada mit Hilfe des Magnesiumsulfats aus dem gleichen Werk; das Brom in westdeutschen Apotheken stammt zu einem guten Teil hier von der Werra;

Bittersalze bezieht die Textilindustrie fast aller Länder aus unserem Kombinat. Hunderte von Eisenbahnwaggons ver-



lassen Tag für Tag das Werk, bringen die wertvollen Stoffe und das Düngesalz in die Häfen der Ost- und Nordsee, tragen Fruchtbarkeit in die ganze Welt.

Kollege Giersch nimmt das Hauptbuch aus dem Regal. Alle Länder und alle bewohnten Erdteile sind darin verzeichnet. Beim Blättern entdecken wir Positionen, die es weder im Hauptbuch der IG-Farben noch früher in den Büchern von Merkers gegeben hat.

Da finden wir eine Rubrik: Ludwig Burkhardt, 1200 DM Prämie für einen Verbesserungsvorschlag an den Anlagen des Sudhauses; 2000 DM an Robert Richter für einen Verbesserungsvorschlag an der Bohrmaschine. Am Ende des Jahres stehen 200 000 DM auf dieser Seite. Diese Summe zahlte das Werk an die Arbeiter, weil sie ihre Arbeit verbesserten. Den Gewinn ihrer Arbeit steckten nicht mehr eine Handvoll Aktionäre ein, sondern sie selbst hatten den Nutzen davon.

Wir schlagen eine andere Seite auf: Für den Wettbewerb wurden 61 600 DM Prämien in einem Jahr ausgeschüttet. Es sind lange Zahlenkolonnen, die in dieser Rubrik stehen. Der sozialistische Wettbewerb ist ein Motor, der dem Neuen einen schnelleren Vormarsch garantiert.

Auf den nächsten Blättern finden wir weitere Rubriken, die es früher nicht gegeben hat. Direktorfond steht da und Kulturfond; Mittel für ein Kinderferienheim und für Urlaubsplätze an der See und im Gebirge stehen zu Buch. Erhebliche Beträge sind für den Kindergarten, die Kinderkrippe und das Klubhaus ausgegeben worden. Hunderttausende wurden für den Bau einer Betriebspoliklinik und für die Errichtung eines Lehrlingswohnheimes verwendet. Millionen hat man für die Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft gebucht.

Der Kumpel weiß, daß sein Reichtum nicht nur das Geld ist, das er am Zahltag in seiner Lohntüte findet.

Am Schluß ist die Summe der Summen errechnet. Bis zu dem Tage, an dem die volkseigenen Betriebe unserer Republik 10 Jahre alt wurden, hat das Kombinat Werra die stattliche Zahl von 7 097 558 DM für die soziale und kulturelle Betreuung der Kumpel, der Arbeiter und Angestellten ausgegeben.

Kollege Giersch quittiert mit einem vielsagenden Lächeln

unseren erstaunten Blick. Er nimmt noch ein anderes Buch aus dem großen Regal. Das Hauptbuch aus vergangenen Zeiten, als noch die Herren von Wintershall hier geboten, als Rosterg und Quandt sich ihre Millionengewinne in Dividende umrechneten. In diesem Hauptbuch sucht er eine Zahl, mit dem Rotstift rahmt er sie ein: 60 000 Mark. „Das ist alles, was der Wintershall-Konzern in den 20 Jahren seiner Herrschaft in Merkers für die sozialen und kulturellen Belange der Kumpel übrighatte“, fügt er hinzu.

Nach dieser kleinen Lektion verabschieden wir uns vom Kollegen Giersch. Am Haupttor, durch das wir nun wieder das Werk verlassen, herrscht reges Leben und Treiben. Kumpel kommen und gehen. Lastwagen fahren vorüber, Elektrokarren bringen Material.

Wenn der koreanische Bauer Van Dong heute seine Hand durch das Kali gleiten läßt, ehe er damit die Streumaschine füllt, dann mag er wohl für Augenblicke seine Gedanken auf eine weiße Reise schicken. Dann mag er an die Bergleute in der DDR denken, die durch ihre Arbeit auch ihm helfen, reichere Ernten zu erzielen, damit niemals wieder Hungersnot in seinem Lande sei. Sie haben sich nie gesehen, die Bauern von Korea, Ungarn, China und die Kumpel von Merkers, aber alle wissen, daß sie einem großen Werke dienen.

Wir sind glücklich, daß unsere Erde einen solchen Schatz birgt. Wir sind aber auch froh, daß er endlich, zum erstenmal in unserer Geschichte, zum Reichtum für alle wird.

## Besuch in Jena

Wenn sich die Dämmerung über Jena senkt, die Lichter in den Straßen und Schaufenstern aufflammen, steht plötzlich weithin sichtbar, wie an den Himmel geschrieben,

blauschimmernd ein Wort in Neonschrift über der Stadt: „Jenapharm“.

Gute zehn Jahre alt ist dieses Wort und das Werk, das diesen Namen trägt. Aber heute schon denken viele Menschen in der ganzen Welt, wenn sie von Jena hören, nicht nur an die Zeiß-Werke oder an die ehrwürdige Friedrich-Schiller-Universität, sondern auch an Jenapharm, den größten pharmazeutischen Betrieb in unserer Republik.

Auch hier wollen wir auf unserer Reise durch die Welt der Chemie etwas verweilen.

Als die amerikanische Armee am Ende des Krieges für einige Zeit Thüringen besetzt hatte, gab es in ihren Reihen einen Offizier, der eine gute Nase für kommende Dinge besaß. Nach ein paar Semestern Chemiestudium war er in die Armee gerufen worden, und der Krieg hatte ihn nach Jena verschlagen. Eines Tages rief er aufgeregt seinen Chef, Colonel Burns, beim Stabe in Erfurt an. Er hatte sich gerade ein kleines Labor in den Schottwerken angesehen und war begeistert. Er berichtete seinem Chef davon und machte ihm den Vorschlag, sofort alle Schritte einzuleiten, damit dieses Institut, das von einem gewissen Dr. Knöll geleitet wurde, sofort westwärts, am besten nach den Vereinigten Staaten, transportiert werde.

„Was ist das für ein Labor? Wie groß ist es, und was wird dort erforscht?“ fragte sein Chef nicht eben freundlich zurück, denn er wußte, wie schnell sich Captain Clifford für etwas begeistern konnte.

„Es nennt sich Institut für Mikrobiologie, ein ziemlich kleiner Verein. Nur 5 Mann arbeiten dort. Aber wahrscheinlich sind die Versuche mit Bakterien, die da angestellt werden, eine ganz tolle Sache. Sie wissen, ich habe Erfahrung auf dem Gebiet, Colonel.“

„Was wollen Sie eigentlich mit dem lächerlich kleinen Ding, Captain?“ gab der Chef nun schon ärgerlich zurück. „Ich denke, in Jena gibt es Sachen, die uns weit mehr interessieren. Gewinnen Sie lieber die besten und fähigsten Mitarbeiter der Zeiß-Werke für uns. Dafür haben Sie die Vollmachten erhalten. Machen Sie den Leuten klar, daß

es in ein paar Jahren keine optische Industrie in Jena mehr geben wird, wenn die Russen dorthin kommen sollten. Machen Sie den Burschen Angst mit Sibirien und so."

„Natürlich werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, Colonel“, antwortete Captain Clifford, „dennoch halte ich die Verlagerung des Instituts für erforderlich. Wenn die Sache in die richtigen Hände kommt, in ein paar Jahren...“

Der Chef unterbrach ihn barsch: „Wir haben jetzt keine Zeit, uns um Dinge zu kümmern, die in ein paar Jahren sein werden. Ihnen ist doch bekannt, daß wir nicht mehr lange in Thüringen sein werden; halten wir uns an das,



was greifbar ist. Richten Sie ihr ganzes Augenmerk auf die Zeiß-Werke. Verstehen Sie mich?" Colonel Burns legte den Hörer auf. Sein Gesicht hatte sich vor Ärger gerötet. Er sagte zu seinem Adjutanten: „Dieser Clifford sieht wieder einmal den Wald vor Bäumen nicht. Da gibt es in Jena ein großes, weltbekanntes Werk, das überall einen guten Ruf hat und unserer optischen Industrie im Wege ist, und er steckt seine Nase in irgendein kleines, unbedeutendes Labor. Fünf Mitarbeiter hat es, und er glaubt, eine großartige Entdeckung für die Staaten gemacht zu haben. Riecht bereits eine chemische Sensation, nur weil er vor dem Kriege ein paarmal seine Nase über ein Reagenzglas gehalten hat.“

Mürrisch ging Colonel Burns zu seinem Schreibtisch und schlug die Unterschriftenmappe auf. Der Adjutant wollte sich gerade entfernen, aber der Colonel rief ihn zurück. „Einen Augenblick noch, Prince. Ich glaube, wir werden diesen Captain Clifford nach Eisenach versetzen. Da kann er sich am Anblick der Wartburg ergötzen. Schicken Sie einen anderen, energischen Offizier nach Jena. Die Sache mit den Zeiß-Werken muß so schnell wie möglich erledigt werden.“

„Well, Colonel“, erwiderte der Adjutant und notierte sich einen Namen.

Eine Woche später war Captain Clifford aus Jena versetzt. Das kleine Labor war damit für die amerikanische Armee vergessen. Was Colonel Burns allerdings nicht wußte, war, daß in dem bescheidenen Institut Dr. Knöll mit vier Mitarbeitern eines der wichtigsten und aussichtsreichsten Gebiete der Mikrobiologie erforschte: die Großproduktion von Penicillin.

Und wenn er es gewußt hätte? Was sollte er mit diesem Wissen anfangen; er war in erster Linie Offizier, und die Probleme der Chemie und Biologie interessierten ihn nur soweit, wie seine Befehle reichten. Er hatte auch keine Ahnung von dem, was sich fünf Jahre zuvor im Oxforder Radcliff-Krankenhaus zugetragen hatte.

## Penicillinvorrat aufgebraucht

„Was macht unser Patient, Schwester?“

„Es scheint ihm besser zu gehen, Herr Doktor. Er schläft seit einer halben Stunde. Es ist zum erstenmal, daß er einen so ruhigen Schlaf hat, seitdem er hier ist.“

„Temperatur?“

„38,2“.

Dr. Spears geht wieder in sein Arbeitszimmer und setzt sich an den Schreibtisch. Er schlägt das Krankenjournal auf und schreibt über den Fall William Spencer: Der Zustand des an Endocarditis lenta erkrankten Polizisten hat sich nach einer Penicillingabe in kurzer Zeit auffallend gebessert. Er kann schlafen, das Gesicht hat wieder etwas Farbe bekommen, die Atemnot hat nachgelassen, und die Temperatur ist gesunken. Die heimtückische Krankheit läßt sich vermutlich mit weiteren Penicillingaben erfolgreich bekämpfen.

Am anderen Morgen bei der Krankenvisite drückte der Patient dem Arzt dankbar die Hand. Er fühlte sich wohl und hatte wieder Mut zum Leben. Es war, als sei ein Wunder mit ihm geschehen. Aber dieses Wunder währte nur kurze Zeit. Am Tage darauf hatte sich das Befinden wieder verschlechtert. Die Atemnot stellte sich von neuem ein und drückte Spencer fast das Herz ab. Dr. Spears saß am Bett und beobachtete den Kampf des Schwerkranken. Er wußte, daß es eine Hilfe gab: Penicillin. Aber er hatte keines zur Verfügung. Er hatte gestern in das Krankenjournal noch eintragen müssen: Penicillinvorrat aufgebraucht. Schon am frühen Morgen hatte er in alle Krankenhäuser der Stadt geschickt und um ein paar Ampullen gebeten. Vergebens. Niemand konnte ihm helfen.

In der Nacht darauf starb William Spencer. Dr. Spears stand dabei, hilflos. Das Mittel war ihm zwar bekannt, das das Leben erhalten hätte, aber er hatte nicht genug zur Verfügung, weil man noch nicht ausreichende Mengen herstellen konnte. In der ganzen Welt forschten die Wissenschaftler seit Jahren danach, suchten ein Verfahren, um Penicillin großtechnisch zu gewinnen.

## Ein kleines Labor und ein großes Werk

Was würde Colonel Burns, wenn er heute nach Jena käme, für Augen machen! Aus dem kleinen Labor zum Beispiel, von dem damals Captain Clifford so viel Wesens gemacht hatte, ist ein riesiges Werk geworden, mit vielen Stockwerken und vielen tausend Arbeitern. Ja, Mr. Burns, aus dem Labor von Dr. Knöll, das Ihnen zu gering gewesen war, um es nach dem Westen zu „verlagern“, haben die Werktätigen unserer Republik etwas gemacht: Jenapharm! Wenn Sie wollen, können Sie sich den Betrieb einmal anschauen. Lassen Sie sich zuvor etwas vom Werden des Werkes erzählen. Es ist eine Geschichte, die nicht nur vom Wachsen der Fabrikanlagen berichtet, nicht nur von der Installation neuer Maschinen und Apparaturen, sondern vor allem von den Menschen, die nicht, wie viele Ihrer Landsleute, den Sinn ihres Lebens fast ausschließlich im „business“ sehen.

Am Anfang stand die Not Pate. Es gab zwar einige pharmazeutische Werke (heute: VEB Fahlberg-List, VEB Arzneimittelwerk Dresden u. a.) auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Und im Thüringer Wald hatten sich früher lediglich ein paar kleine Betriebe mit der Herstellung von Hustensäften und Kräuterextrakten befaßt. Die großen Arzneimittelwerke lagen im Südwesten Deutschlands. Dort befanden sich nicht nur die Fabriken, sondern auch die Fachwissenschaftler, die Facharbeiter und die Patente, die für eine großzügige pharmazeutische Industrie notwendig waren. Es herrschte großer Mangel an Heilmitteln.

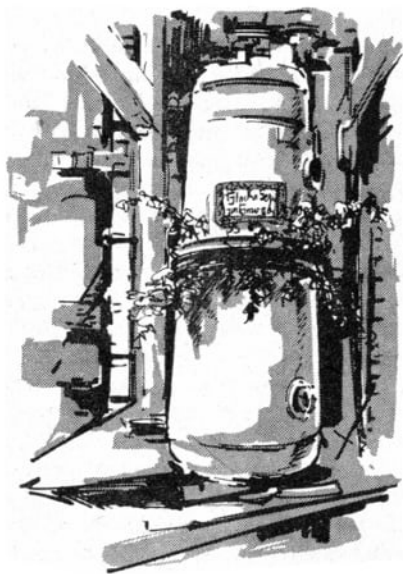
Es gab aber viele Kranke; die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten die Gesundheit der Menschen untergraben. Die unnatürliche Grenze mitten durch Deutschland, der Riß mitten durch ein natürlich gewachsenes Wirtschaftsgefüge hatte die Lage verschärft.

Die Männer in Jena, die damals begannen, wußten, wieviel von dem Erfolg ihrer Arbeit abhing. Es gab Verspre-

chungen, tausend Verlockungen; Sie wissen das ja selbst, Mister Burns. Denken Sie nur an Ihr besonderes Interesse für die Fachkräfte der Zeiß-Werke. Es gab auch einige, die diesen Verlockungen nicht widerstanden. Dr. Knöll und seine Mitarbeiter aber sahen bei ihrer Arbeit die unzähligen Kranken in den Krankenhäusern vor sich, deren Hoffnungen nicht enttäuscht werden durften.

Mühsam und zeitraubend war es, Penicillinstämme in Glaskolben zu züchten. Wie klein waren die Ergebnisse, wie groß der Bedarf! Aber es war wenigstens etwas für die dringendsten Fälle.

So stand schon 1946 das erste Penicillinwundpuder auf einem Tisch in der Jenaer Universitätsklinik; nur drei Monate später brach eine Schwester dort zum erstenmal den Hals einer Ampulle ab, die in Jena erzeugtes Penicillin enthielt. Sie führte die Kanüle ein und reichte dem Arzt



mit einer gewissen Feierlichkeit die Spritze zur Injektion. Sie sahen sich dabei an, denn es war wirklich ein bedeutender Augenblick.

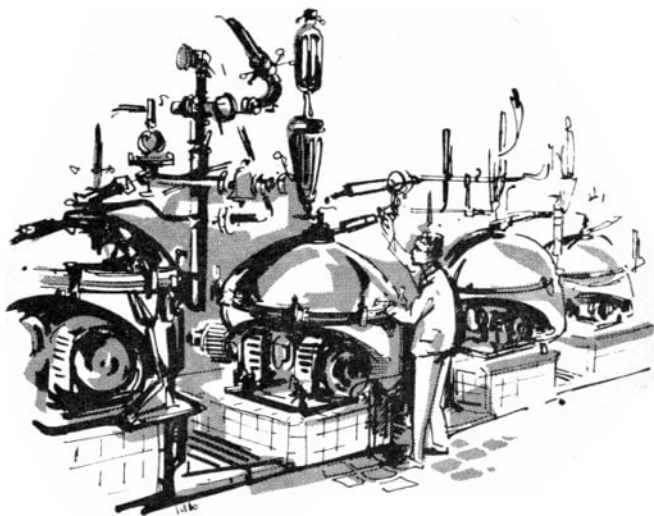
Die Forscher des „Instituts für Mikrobiologie“ hatten damit die erste Etappe ihrer Arbeit erreicht. Das erste in Deutschland erzeugte Penicillin konnte seine Wunderwirkung zeigen. Aber es gab viele Krankenhäuser in unserer Republik, und alle wollten in ihren Arzneimittelschränken einen Vorrat von diesen kleinen Flaschen mit der Aufschrift „Pencillin 120000 Internationale Einheiten“ haben. Allerdings blieb dieser Wunsch noch einige Zeit unerfüllbar. Noch immer war Penicillin eine Kostbarkeit, und die Ärzte mußten damit sparsam umgehen. Aber Dr. Knöll und seine Mitarbeiter hatten sich das Ziel gestellt, für die Penicillingewinnung ein Verfahren zu entwickeln, das ausreichende Mengen ergab. Niemals sollte in unserer Republik ein Arzt, wie damals Dr. Spears in Oxford, ins Krankenjournal schreiben müssen: Penicillinvorrat aufgebraucht.

Als das Ziel der zweiten Etappe erreicht war, daß an Stelle der Flachkolben große Tanks treten konnten, gab es eine neue Schwierigkeit. Wo gab es solche Tanks? Niemand stellte sie her! Devisen, um sie aus dem Ausland beziehen zu können, waren auch nicht vorhanden. Die Arbeiter im Werk wußten Rat, als die Wissenschaftler ihnen ihre Sorgen mitteilten. Irgendwo auf den Bahngleisen in Thüringen standen sicher noch ein paar zerschossene Kesselwagen. Sie suchten auf den Abstellgleisen und fanden, was sie so dringend brauchten. Die Arbeiter montierten die Kessel ab und brachten sie auf Lastwagen in die Fabrik. Dann gingen die Schlosser und die Schmiede an die Arbeit; die Löcher wurden geflickt und die Behälter zum Schluß von Schmutz und Rost befreit. Das schwerste Problem blieb dann noch den Wissenschaftlern vorbehalten. Sie mußten eine Anlage bauen, die eine gute und sterile Belüftung gewährleistete. Denn die Mikroorganismen benötigen für ihr Wachstum Luftsauerstoff. Fremdkeime dürfen nicht eindringen. Auch das schafften sie ge-

meinsam. Als der erste Tank für den Betrieb eingemauert war, umkränzte ihn eine Arbeiterin mit frischem Grün. Der Mangel an Penicillin fand damit ein Ende. Aber Zeit zum Ausruhen gab es nicht. Die Ärzte warteten schon wieder auf ein anderes, ebenso wichtiges Heilmittel, das ihnen die Wissenschaftler und Arbeiter von „Jenapharm“ schaffen sollten: Streptomycin.

Sehen Sie, Mister Burns, so war der Anfang. Die Zeit stellte den Menschen große Aufgaben, und die Menschen erfüllten sie; nicht weil sie wußten, daß ihnen besonderer Ruhm oder Reichtum winkte, sondern weil sie helfen wollten. So wuchs das unscheinbare Labor allmählich zu einem großen, bedeutenden pharmazeutischen Werk. Es verging kein Jahr, in dem nichts Neues entstand. Die Fabrikanlagen wuchsen, und die Zahl der Arbeiterinnen und Arbeiter wurde immer größer. Es sind heute bereits über 2500 geworden.

Aus den ersten Bemühungen um eine Großherstellung von Penicillin ist ein umfangreiches Produktionsprogramm



geworden; aber in erster Linie werden doch Antibiotika, Vitamine und Hormone hergestellt.

Wie wäre es, Mister Burns, wenn wir uns einmal in der Verkaufsabteilung umsehen würden. Da hätten wir gleich einen Überblick, welche heilenden Mittel hier gewonnen werden und was aus dem kleinen Labor nun wirklich geworden ist. „Jenapharm“, das größte pharmazeutische Werk unserer Republik, hat sich in der ganzen Welt einen guten Ruf erworben.

Hier schmiedet man, wie Sie sich überzeugen können, moderne und wirksame Waffen gegen Krankheit und Tod. Sie kommen doch viel in der Welt umher, Mister Burns. Vielleicht fragen Sie hin und wieder in den Apotheken nach den Präparaten von „Jenapharm“. Sie werden sie erhalten; ob in Kairo oder Bagdad, in Oslo oder Kopenhagen oder gar in Ihrer Heimat. Denken Sie daran, daß Ihnen Captain Cliffard am Telefon sagte: „... wenn die Sache in richtige Hände kommt, in ein paar Jahren...“ Sie haben damals wütend den Hörer aufgelegt. Was meinen Sie nun, Mister Burns, ist die Sache in die richtigen Hände gekommen?

## Vitamin B 12

Bei der Durchsicht eines Büchleins, das wir in der Verkaufsabteilung erhalten haben, finden wir ein Blatt mit der Überschrift „Vitamin B 12 – Cobalamin“. Sicherlich können Sie zunächst nicht viel damit anfangen. Unsere Kenntnisse beschränken sich in dieser Hinsicht im allgemeinen auf Vitamin C, auf D oder A. Das Vitamin B 12 scheint mir aber auch für Sie interessant zu sein. Nur in den neuesten Lehrbüchern werden Sie etwas darüber finden. Es gehört zu den überraschenden Entdeckungen, die

die Forscher in mühevoller Arbeit schließlich doch der Natur abringen. Wenn wir einmal nachsehen, gegen welche Krankheiten es wirksam ist, finden wir eine ganze Liste: Perniziöse Anämie, Leukopenie, Neuritis, Neuralgie und viele andere. In erster Linie werden also Erkrankungen des Blutes und der Nerven mit Vitamin B 12 geheilt. Sie können sich denken, wie froh der Arzt ist, wenn er einem Patienten, der an perniziöser Anämie leidet, der ohne Vitamin B 12 unrettbar verloren wäre, das Leben erhalten kann. Die Gaben, die der Kranke braucht, sind außerordentlich gering. Der millionste Teil eines Gramms reicht aus, um den Gehalt des Blutes an roten Blutkörperchen wieder zu normalisieren.

In der ganzen Welt ist Vitamin B 12 begehrt, und es ist mit mehr als nur mit Gold aufgewogen worden.

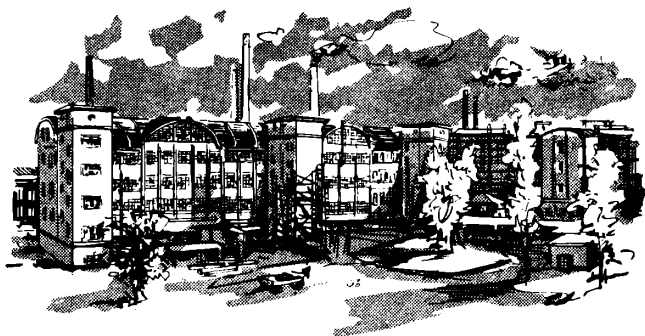
Wissen Sie, wie groß die gesamte Weltproduktion an Vitamin B 12 gewesen ist? Etwa 50 Kilogramm wurden im Jahr erzeugt. Für jedes Gramm dieses roten kristallinen Pulvers sind ungefähr 2000 Mark bezahlt worden.

Es gab auch in unserer Republik viele, die an den Krankheiten litten, gegen die Vitamin B 12 wirksam ist. Ihnen mußte geholfen werden. Für Importe wurden wertvolle Devisen ausgegeben, aber oft kam es vor, daß die notwendige Menge nicht zu bekommen war. Ob sie nun von den pharmazeutischen Werken im Ausland, auch von denen Ihrer Heimat, Mister Burns, wirklich nicht geliefert werden konnte oder ob dieser Mangel nur unserer Republik gegenüber bestand, wollen wir jetzt nicht untersuchen.

Es gab nur einen Ausweg. Die Chemie mußte helfen. Wir mußten selber herstellen, was wir so notwendig brauchten. Die Wissenschaftler von „Jenapharm“ gingen ans Werk. Sie stellten im ersten Jahr nach der Produktionsaufnahme 5 Gramm her. Vielleicht lachen Sie über die kleine Menge, Mister Burns. Aber das war schon ein Erfolg. Die Biologen, die Chemiker und die Arbeiter sammelten Erfahrungen. Im folgenden Jahr verdoppelten sie die Menge. Schließlich hatten sie fast 250 Gramm Jahresproduktion erreicht. 500 Gramm ist der Bedarf in unserer Republik.

Wären Sie im Januar 1960 nach Jena gekommen, Mister Burns, dann hätten Sie eine kleine Notiz in der Zeitung finden können: „Der Stellvertreter des Ministerpräsidenten und Minister für Gesundheitswesen der DDR, Max Sefrin, zeichnete am Freitagabend auf einer Festveranstaltung anlässlich des 10jährigen Bestehens des ‚VEB Jenapharm‘ die ‚Sozialistische Gemeinschaft Vitamin B 12‘ mit dem Orden ‚Banner der Arbeit‘ aus. Dieses hervorragende Kollektiv hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Produktion von Vitamin B 12 verzwölffacht und die Kosten auf den zehnten Teil gesenkt wurden. Durch die Arbeit dieser sozialistischen Gemeinschaft sind unserem Staat und unserem Volk Millionen geschenkt worden.“

Sie sind Amerikaner, Mister Burns, und es wird für Sie nicht leicht sein, sich Menschen vorzustellen, die ihrem Staate und ihrem Volke Millionen schenken. Bei Ihnen ist die Jagd nach den Millionen die treibende Kraft der Wirtschaft; aber die Millionen fließen in die Taschen einiger weniger. Bei uns gehören die Fabriken und Werke dem ganzen Volke. So hat die „Sozialistische Gemeinschaft Vitamin B 12“ die Millionen in die Taschen des ganzen Volkes getan.



## Sieben Wunder

Sieben Wunder soll es früher, einem alten Spruch zufolge, in Jena gegeben haben. Nur sieben? Heute müßte man Tausende nennen, wenn man von den Wundern Jenas berichtete.

Aber nicht mehr alte Bauwerke, Türme, Brücken, Spitzbogenfenster und Burgen erregen unsere Bewunderung, sondern die Menschen. Die neuen Menschen sind es, die die Wunder vollbringen.

Wenn wir durchs Werk gehen, kann es sein, daß wir Dr. Pohnert begegnen; er gehört zur „Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft Vitamin B 12“. Nach seiner Mitarbeit an dem neuen Verfahren befragt, wird er weniger von sich, sondern mehr von Dr. Linde, Dr. Magdon oder Dr. Koedel sprechen. Sie waren gemeinsam, jeder auf seinem Gebiet, an der Lösung der Aufgabe beteiligt. Dr. Pohnert ist immer in Eile; denn viele Probleme harren der Lösung. Neben der wissenschaftlichen Arbeit gibt es andere Pflichten. Da ist eine Besprechung der Partei, eine Produktionsberatung, eine Konferenz in der Redaktion der Betriebszeitung – alles braucht seine Zeit.

Dr. Pohnert ist noch jung. Als Sie, Mister Burns, hier in Thüringen waren und den Aufbau des Staates erschweren wollten, indem Sie ihm die Fachkräfte abwarben, war dieser junge Mann gerade aus dem Kriege zurückgekommen. Er arbeitete damals als Maschinenarbeiter in einer Eisenberger Möbelfabrik. Er träumte davon, Chemiker zu werden. Er hatte zwar die Oberschule besucht, sie aber mit einem Notabitur verlassen müssen. Hitler brauchte für seinen Krieg Soldaten; sogar Kinder schickte er aufs Schlachtfeld.

Trümmer und Not hatte der Krieg hinterlassen. Zerbombte Städte, zerstörte Schulen und Fabriken. Es galt, die einfachsten Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen; hochfliegende Pläne waren Luxus. Betten, Tische und Stühle wurden gebraucht, denn viele Menschen hatten alles ver-

loren. Darum war die Arbeit in der Möbelfabrik im Augenblick wichtiger als alles andere. Walter Pohnert stand damals an der Maschine.

Er hatte sich erkundigt. Die Aussichten für ein Chemiestudium waren gut. Die vom Krieg schwer getroffene Industrie brauchte viele junge Chemiker. Aber sein Notabitur war nur ein Fetzen Papier; die Universitäten erkannten es nicht an. Er mußte noch einmal zur Schule gehen.

Nun saß er Tag für Tag in seiner kleinen Stube über den Büchern und bereitete sich auf die Prüfung vor. Er hatte vom Leben noch nichts gehabt. Kindheit und Jugend waren vom Krieg überschattet. In Not und schwerer Arbeit durchlebte er die ersten Jahre nach 1945. Aber er ließ sein Ziel nicht aus den Augen. Während viele seines Alters auf den Tanzböden nachholten, was ihnen der Krieg vorenthalten hatte, hockte er zu Hause und büffelte. Er bereitete sich auf ein Leben vor, in dem es sinnvoll war, zu arbeiten und zu streben. Es gab so viele ungelöste Probleme. Die Phantasie seiner Jugend beflügelte ihn. Er wollte Großes schaffen.

Sein Eifer und seine Zähigkeit wurden belohnt. Auf dem Abschlußzeugnis der Oberschule Eisenberg, an der er das Abitur ablegte, stand: „Sehr gut“. Dieses Abitur öffnete ihm sofort die Pforten der Hochschule. Er ging nach Jena. An der ehrwürdigen Universität, die eng mit dem Wirken von Schiller, Fichte, Schelling, Humboldt und Haeckel verbunden ist, an der 1841 Karl Marx die Doktorwürde erwarb, begann der junge Mann Chemie zu studieren.

1953 legte er die Prüfung als Diplom-Chemiker ab. Ein paar Jahre blieb er noch als Assistent am Institut für organische Chemie und Biologie, weil er die Zeit für seine Dissertation nutzen konnte. So wurde aus dem Maschinenarbeiter schließlich Dr. rer. nat. Walter Pohnert.

Im Staat der Arbeiter und Bauern stehen den jungen Menschen alle Möglichkeiten offen. Millionen werden für Stipendien ausgegeben, damit Männer wie Dr. Pohnert eine gediegene Ausbildung erhalten. Sie wenden ihre wissenschaftliche Qualifikation zum Wohle der Allgemein-

heit an; dafür sind ihr Fleiß und der Ernst, mit dem sie an die Aufgaben herangehen, eine Garantie.

Nachdem Walter Pohnert eine Zeitlang in einem großen chemischen Werk in Karl-Marx-Stadt gearbeitet hatte, zog es ihn wieder nach Jena. „Jenapharm“ hatte so viele wundervolle Aufgaben für einen jungen tatendurstigen Wissenschaftler. Er wurde Mitarbeiter in der Forschungsabteilung. Auf seinem Programm befand sich vor allem das Vitamin B 12. Zu jener Zeit trat die Aufgabe in den



Vordergrund, die Produktion zu erweitern, den Staat mit wertvollen Heilmitteln aus eigener Erzeugung zu versorgen.

500 Gramm hieß die Aufgabe. 500 Gramm reines Vitamin sollten jährlich das Werk verlassen. Kein Kranker in unserer Republik sollte vergebens auf Hilfe warten. Das damals angewandte Verfahren ließ eine Steigerung der Produktion nicht mehr zu. Durch kostspielige Neuanlagen, durch eine einfache Vervielfachung der Produktionskapazität war das

Problem auch nicht zu lösen. Das hätte Millionen erfordert und Jahre gedauert.

Es mußte ein anderer Weg beschritten werden. Man mußte einen neuen Ausgangsstoff finden und ein neues biologisches Verfahren entwickeln. Es gibt Tausende Bakterien. Welche waren geeignet? Eine Zeit der Hochspannung brach an: Jeder Wissenschaftler, jeder Mitarbeiter der Abteilung verstand, daß die Forderung, die Produktion auf das Doppelte zu erhöhen, durch die Notwendigkeit diktiert wurde. Oft saßen sie beieinander und besprachen ihre Aufgaben, berichteten über Versuche und Beobachtungen. Auch die kleinste Spur konnte wichtig sein.

Eines Tages erwähnte Dipl.-Ing. Spinner, der Leiter der Produktion von Penicillin und Vitamin B 12, eine Reise in die Sowjetunion, die von Wissenschaftlern des Betriebes vor zwei Jahren unternommen worden war. Damals hatte ein Mitglied der Delegation, Dr. Hilpert, von sowjetischen Biologen als Gastgeschenk einen Stamm Propionibakterien erhalten. Die Versuche der sowjetischen Kollegen waren zwar noch ohne besondere Erfolge geblieben, aber es gab einige interessante Erfahrungen. Dr. Hilpert hatte mit Feuereifer zu experimentieren begonnen. Über ein Jahr arbeitete er mit diesen Bakterien. Leider stellten sich trotz aller Bemühungen keine Ergebnisse ein. Die Kollegen begannen über seine Besessenheit zu lächeln. Schließlich gab er auf und wandte sich in einer anderen Abteilung neuen Aufgaben zu. Der Stamm Propionibakterien, den er aus Moskau mitgebracht hatte, wurde vergessen und ging ein.

Der Hinweis des Kollegen Spinner wurde aufgegriffen. Besonders Dr. Magdon zeigte sich interessiert: „Warum ist dann nicht mehr weitergearbeitet worden?“ fragte er.

„Jeder war der Meinung, daß der Mißerfolg allzu deutlich war.“

„Wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Ausreden.“ Dr. Magdon suchte sich alle Aufzeichnungen von Dr. Hilpert heraus, prüfte und überlegte, wiederholte manchen Versuch und gab dann seinen Bericht.

„Wir müssen dort fortfahren, wo Dr. Hilpert aufgehört hat. Aber wir sollten einen anderen Weg einschlagen.“ Er machte alle mit seinen Gedanken vertraut. Wie ein Feldherr, der eine Schlacht schlagen will, besprach er mit den Mitarbeitern der Abteilung seinen Schlachtplan. Jeder bekam seine Aufgabe in diesem Kampf, in dem nicht der Tod seine Ernte halten, sondern in dem das Leben siegen würde.



Alle begriffen, daß ihnen eine große Chance gegeben war, das Planziel zu überbieten. Sie wurden von einem Arbeitsrausch erfaßt. Wenn sich wirklich mit Propionibakterien die Ausbeute verdoppeln ließ, dann war es nicht nur eine Angelegenheit, die ihrem Werk half, dann war es eine große wissenschaftliche Tat.

Aber die Natur läßt sich ihre Geheimnisse meist nicht im ersten Ansturm rauben. Sie baut Barrikaden und Hinder-

nisse auf. Das sollten sie zu spüren bekommen. Bei einigen ließ die Begeisterung bald nach. Es tauchten Zweifel auf; vielleicht waren sie auf einem falschen Weg. Aber dann hatten sie die ersten Erfolge. Im Labormaßstab waren hervorragende Ergebnisse erzielt worden.

Trotzdem lag noch ein großer Teil der Arbeit vor ihnen. Das Problem der Sterilisation war zu lösen; die Reinheit des gewonnenen Vitamins mußte erhöht werden; und erst wenn der Übergang aus den Zuchtgläsern in die Großtanks gelungen war, konnten sie vom Erfolg ihrer Bemühungen sprechen. Dr. Koedel hatte im Labor ausreichende Bakterienstämme gezogen, und Dr. Pohnert bestätigte, daß die Proben bisher unerreichte Mengen Vitamin B 12 enthielten.

Eines Tages war es soweit. Die Stämme aus den Glaskolben des Labors sollten nun der Produktion zugeführt werden. Es war ihnen klar, daß man früher die Produktion so lange gestoppt hätte, bis die Einrichtungen und Apparaturen dem neuen Verfahren angepaßt waren. Darüber waren manchmal Jahre verflossen. Aber sie hatten weder Zeit noch Mittel, große Veränderungen vorzunehmen. Sie faßten daher den Beschluß, das neue biologische Verfahren zur Gewinnung von Vitamin B 12 aus Propionibakterien soweit wie möglich der bisherigen Produktionstechnik anzugleichen. Die vorhandenen Einrichtungen mußten weitgehend Verwendung finden. Das neue Verfahren sollte während der laufenden Produktion allmählich das alte ablösen.

Das war eine kühne Idee, deren Verwirklichung nur unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen, die in unserer Republik herrschen, möglich war. Die Wissenschaftler gingen zu den Kollegen der Produktionsabteilung, um sich mit ihnen zu beraten. Die Arbeiter sollten dem neuen Verfahren nicht fremd gegenüberstehen, wenn die ersten Versuche in den Tanks „gefahren“ würden.

So geschah es, daß die Arbeiter der Vitamin B 12-Produktion sich mit den Wissenschaftlern zu einer Gemeinschaft zusammenschlossen. Dadurch wußten auch die Kollegen

Zoepfel, Scherr, Schmidt und Wimmer, worauf es bei dem neuen Verfahren ankam. Sie machten bald eigene Vorschläge. Es waren Veränderungen in der Endstufe nötig, weil eine größere Ausbeute zu erwarten war. Die Arbeiter dachten darüber nach und veränderten die Apparaturen. Später sollte sich das glänzend bewähren.

Sie hatten alles gut vorbereitet. Aus den Zusammenkünften, den Gesprächen am Arbeitsplatz und Produktionsberatungen lernten sie die Arbeit der anderen zu schätzen und zu verstehen. In der Arbeitsbesprechung am 28. April 1959 beschlossen sie deshalb, eine „Sozialistische Arbeitsgemeinschaft“ zu bilden. Sie stellten sich folgende Aufgaben:

1. Schaffung sämtlicher Voraussetzungen, die notwendig sind, um den Plan zur Erzeugung von Vitamin B 12 zu erfüllen;
2. Entwicklung und Abschluß des biologischen Propioni-Verfahrens bis Ende II/59;
3. Erreichung der Qualität des Endproduktes nach USP XV bis Ende II/59;
4. Senkung der Selbstkosten bei Anlauf der Großproduktion mit Großtank auf den derzeitigen Weltmarktpreis.

Dann kamen ereignisreiche Tage. Nun mußte es sich erweisen, ob die Berechnungen der Chemiker und Biologen richtig waren und sich die Mithilfe der Arbeiter in der Praxis bewährte. Hatten sie durch ihre Gemeinschaft eine neue Qualität der Zusammenarbeit erreicht?

Bakterien sind keine toten Substanzen. Es sind winzige Lebewesen, die empfindlich auf geringste Veränderungen in den Umwelt- und Wachstumsbedingungen reagieren. Der kleinste Fehler in der Luftzufuhr der großen Tanks, die geringste Temperaturschwankung, der winzigste Unterschied in der Zusammensetzung der Nährlösung konnte ihren Lebensprozeß unterbrechen, hemmen oder so verändern, daß ganz andere Resultate erzielt wurden. Er sollte aber genauso vor sich gehen wie im Labor von Dr. Koedel.

Sie fingen mit einem kleinen Tank von 150 Liter Inhalt an. Im Fermentationsraum waren alle Augen auf das Fenster des Tanks gerichtet. Als Dr. Pohnert die Ergebnisse der ersten Proben brachte, lag ein Schmunzeln auf seinen Lippen. Sie hatten Erfolg gehabt.



Schritt für Schritt erprobten sie das neue Verfahren. Sie beschlossen, den nächsten Versuch mit einem 350-Liter-Tank zu wagen.

Als auch dieser Versuch glückte, konnte ein größerer Sprung vor sich gehen. Mit einem 4000-Liter-Tank hatten sie ebenfalls gute Ergebnisse. Nun wollten sie aufs Ganze gehen. Jetzt mußte sich zeigen, ob die arbeitsreichen Tage und Nächte der vergangenen Monate, das Hoffen und Bangen nicht umsonst gewesen waren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich ein paar Tage darauf die Nachricht im

Werk: Abteilung Vitamin B 12 „fährt“ heute Propioni-Bakterien in einem 20000-Liter-Tank! Alle nahmen daran Anteil. Sie wußten, wenn das gelang, hatte ihr Werk einen Sieg errungen, von dem die ganze wissenschaftliche Welt sprechen würde.

Keiner der Wissenschaftler und Arbeiter weiß heute noch genau, was sie damals empfanden. Sie waren aufgeregt wie Schauspieler vor einer Premiere. Alles drehte sich um den Riesentank, der jene braunrote Masse mit einer astronomischen Zahl winziger Lebewesen enthielt.

Als die Ausbeute ermittelt war, gab es einen Triumph. 50 Gramm reines Vitamin B 12 hatten die 20 000 Liter ergeben. 50 Gramm kristallines Vitamin USP XV bester Qualität, mit dem sie überall auf dem Weltmarkt bestehen konnten. Das übertraf alle Erwartungen. Nach dem alten Verfahren betrug die Jahresausbeute 5 g. Acht Tanks mit je 18000 Litern hätte man benötigt, um 50 g zu gewinnen. Sie hatten ihre ganze Kraft und ihr Wissen eingesetzt, um den Plan zu erfüllen. Dank der Gemeinschaftsarbeit war es ihnen gelungen. Eine Verdoppelung der Ausbeute war das Ziel gewesen. Sie hatten jedoch eine Verzehnfachung erreicht. Damit war in der Deutschen Demokratischen Republik für Vitamin B 12 gesorgt. Kein Kranker brauchte mehr vergeblich zu hoffen. Sie konnten die Jahresproduktion weit über den Bedarf der Republik hinaus erhöhen, wenn es verlangt würde.

„Was hat denn der einzelne davon?“ fragt Mister Burns. „Was haben die Wissenschaftler davon, wenn sie ihre Entdeckungen in ‚Sozialistischen Gemeinschaften‘ machen? Bei uns in Amerika bekäme bei einer so großartigen Sache . . .“

Erzählen Sie uns lieber keine Geschichten, Mister Burns. Zugegeben, vielleicht ist mancher reich dabei geworden, aber in der Regel trifft das gar nicht für die Erfinder zu, sondern für die, die Erfindungen und Entdeckungen ausbeuten. Bei uns kann jeder Wissenschaftler seine Entdeckung patentieren lassen. Ist das zu schützende Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit in einer „Sozialistischen Gemein-

schaft“ entstanden, so erhält er entsprechende Anteile am Patent. Der Patentschutz, Mister Burns, hat bei uns aber noch eine zweite Seite. Der Erfinder weiß, daß das Produkt seiner Arbeit niemals mißbraucht oder der Anwendung entzogen werden kann. Bei uns verschwindet kein Patent im Tresor, nur weil ein neues Verfahren eventuell ein höheres Angebot und damit sinkende Preise bedeuten würde.

„Jenapharm“ war also nun in der Lage, nicht nur den Bedarf des eigenen Landes zu decken, sondern konnte sogar größere Mengen auf dem Weltmarkt zum Verkauf anbieten. 5 Kilogramm waren es 1959, 10 Kilogramm 1960, und bald wird die Menge noch steigen. Der Preis ist von 2000 Mark je Gramm auf 250 Mark gesunken. So sind diesmal nicht die Herren der Chemie reicher geworden, sondern die Werktätigen.

Hätten Sie das vor 15 Jahren geahnt, als Ihnen Captain Cliffford den Vorschlag machte, das kleine Labor nach dem Westen zu verlegen, würden Sie ihn sicher nicht nach Eisenach versetzt haben.

Aber sehen Sie, Mister Burns, die Wissenschaftler und Arbeiter von „Jenapharm“ stehen vor zahlreichen Aufgaben ähnlicher Art. Vitamin B 12 ist nur ein Beispiel von vielen. Das Werk will die Produktion bis zum Jahre 1965 verdreifachen. Um das zu ermöglichen, müssen weitere Verfahren entwickelt, zusätzliche Präparate in das Produktionsprogramm aufgenommen und neue Wege der Zusammenarbeit gefunden werden. Schon entsteht eine neue Fabrik, in der Oxytetracyclin hergestellt wird. In Verbindung mit Vitamin B 12 wird dieses Präparat künftig in unseren landwirtschaftlichen Betrieben verwendet werden. Es wird uns mehr Fleisch und den Genossenschaftsbauern größere Einnahmen bringen. So greift eins ins andere. Das sind unsere Pläne, die wir auf unsere Weise in die Tat umsetzen.

Bei „Jenapharm“ gibt es Dutzende von „Sozialistischen Arbeitsgemeinschaften“. Sie sind auf den verschiedensten Gebieten der Produktion und der Forschung gebildet wor-

den. Wer gestern noch abseits stand, zögerte, begreift anhand der Beispiele, zu welchen gewaltigen Leistungen die Menschen fähig sind, wenn sie sozialistisch arbeiten. Bevor wir das Werk wieder verlassen, wollen wir uns in der Kaderabteilung noch ein paar Akten anschauen. Greifen wir einige der Blätter heraus.

„Peter, Edelgard, geboren am 30. Mai 1935, arbeitet seit dem 2. Juni 1954 im Streptomycin-Werk. Auf Grund ihrer guten fachlichen Leistungen und ihres gesellschaftlichen Einsatzes als Bestarbeiterin und Aktivistin ausgezeichnet. Sie hat sich als Laborantin qualifiziert und nimmt an einem Meisterkursus teil.“

„Kops, Rolf, geboren am 20. Dezember 1933. Vater Arbeiter. Kollege Kops begann im Werk als Laborhelfer. Vom 4. September 1950 bis 19. Januar 1952 Lehre als Chemiefacharbeiter. Auf Grund guter fachlicher und gesellschaftlicher Leistungen zum Studium an die Ingenieurschule für Chemie in Leipzig delegiert.“

Viele solcher Personalangaben könnten wir im Werk studieren; immer erführen wir in knappen Worten, wie die Menschen mit der Größe ihrer Aufgaben wuchsen. Es gibt



viele Werke in unserer Republik, Mister Burns, und Millionen Menschen.

Sehen Sie, Ihr Mister Cliffard hatte zweifellos einige Ahnung von der Chemie, aber von gesellschaftlichen Fragen verstand er wohl nicht sehr viel. Er hätte sicher gegen Ihre damalige Entscheidung protestiert, wenn er gewußt hätte, wozu der Mensch unter neuen gesellschaftlichen Bedingungen fähig ist.

Falls sie heute abend in Ihrem Hotel noch ein wenig ans Fenster treten sollten, Mister Burns, um noch einmal über die Stadt zu schauen, dann werden Sie weithin sichtbar den Namen „Jenapharm“ leuchten sehen. Daneben wird aber das Licht eines roten Sternes glühen. Wissen Sie, was das bedeutet? Das heißt, die Arbeiter und Wissenschaftler, die Männer und Frauen von „Jenapharm“ haben auch heute wieder ihren Plan erfüllt.

## Geschäfte mit Tante Berta

Dieser Mister Burns, oder wie er sonst heißen mag, wird nach einem solchen Besuch nicht unbeeindruckt nach Hause fahren. Wenn er ehrlich gegen sich selbst ist, wird er seine Meinung über den Menschen, über die Beweggründe seines Handelns um einiges geändert haben. Zumindest werden ihm Unterschiede zu den geschäftlichen Praktiken seiner Heimat auffallen.

Allerdings müssen wir eingestehen, daß alte Vorstellungen und überholte Meinungen nicht nur bei Ausländern vorkommen. Überprüfen wir uns, dann stellen wir oft fest, daß Gedankengut aus der Zeit des Kapitalismus, das längst auf den Müllhaufen der Geschichte gehörte, noch in unseren Köpfen mit herumspukt.

Hätten wir es statt mit einem Ausländer mit Tante Berta,

Emma oder Mariechen zu tun, so könnten wir vielleicht erleben, daß sie traurig ist. Die Medikamente, die in unserer Republik hergestellt werden, gefallen ihr gar nicht. Die Tante ist fest davon überzeugt, daß die Mittel, die es früher gegeben hat, oder die heute im „Westen“ erhältlich sind, weitaus besser als Arzneien unserer Produktion helfen. Sie klagt und jammert: „Geh in die Apotheke und verlange Aspirin, ein Mittel, das es früher in jeder Menge und in jeder Apotheke gab. Heute kannst du dir die Hacken danach ablaufen. Der Apotheker bietet dir nur Ersatz an – ‚Acesal‘ zum Beispiel. Aber das hilft nicht. Wenn nicht Frau Lehmann eine Nichte in Hannover hätte, die ihr hin und wieder einmal ein paar Packungen Aspirin zukommen läßt, wüßte ich nicht, wie es heute mit meiner Gesundheit aussähe.“ So ungefähr reden diese Tanten und streichen sich mit ihren „ätherischen“ Händen über die gequälte Stirn, die soviel leiden muß, weil es bei uns kein „Aspirin“ mehr gibt.

Ganz nebenbei bemerkt: Aspirin und Acesal haben die gleiche chemische Zusammensetzung. Sie unterscheiden sich nur im Namen. Die Bezeichnung Aspirin ist den Bayer-Werken in Ludwigshafen gesetzlich geschützt. Unsere pharmazeutischen Werke haben für „Acesal“ auf dem Weltmarkt die gleichen Schutzrechte.

Gemeinhin staunen wir über die Leistungen der „Sozialistischen Gemeinschaften“. Tante Berta jedoch staunt durchaus nicht, weil sie den Blick für die Wirklichkeit verloren hat. Trotzdem sollte sie sich hinter die Ohren schreiben: Wenn sie in den Apotheken unserer Republik Arzneimittel kauft, dann erhält sie stets ein Medikament, das nach den modernsten Gesichtspunkten der Wissenschaft hergestellt und mit aller Sorgfalt auf seine Wirkung hin überprüft ist. Auf keinen Fall kann sie das Opfer einer mit psychologischen Raffinessen aufgemachten Reklame werden, wie es im kapitalistischen Teil der Welt und besonders auch in der Westzone gang und gäbe ist. Das Beispiel der Großen, die auf den „Goldfeldern der Pharmazie“ erfolgreich nach Schätzen graben, hat viele Gangster an-

gelockt, die durch den Vertrieb von zweifelhaften Präparaten leichtgläubigen Menschen den letzten Groschen aus der Tasche stehlen.

Wenn Prof. Dr. Herbert Herxheimer von der Westberliner Universität als Fachmann auf diesem Gebiet erklärt, daß in Westdeutschland ungefähr 10 000 Arzneimittelspezialitäten noch nach beinahe mittelalterlichen Rezepten hergestellt, mit maßlosen Versprechungen vertrieben und zu horrenden Preisen verkauft werden, dann weiß man, daß die Empfehlungen des Herrn Duisberg gut befolgt werden.

Ist es nicht, als seien die Geister des Mittelalters aufgestanden, wenn die Firma „Athena“ in Wuppertal ihr „Herrengartenkräutlein“, auch „Species ad vitam longam“, „Lebenselixier“ oder „Schwedisches Kräutlein“ genannt, als für viele Gebrechen wirksam anpreist und 11 Mark für 45 Gramm fordert? Oder wenn eine Schweizer Firma in vielen westdeutschen Zeitschriften für ihr Erzeugnis „Anti-para“ wirbt, das folgende Gebrauchsanweisung enthält: „Man nimmt von dem Pulver einen Kaffeelöffel voll für jeden Strumpf und verstreut es in diesen. Jeden Tag füge man einen weiteren Löffel hinzu und am Ende des dritten Tages leere man die Strümpfe aus. Wenn das Pulver aufgebraucht ist, sollen die Strümpfe vier Wochen lang benützt werden.“ Helfen soll dieses aus Schwefel, Kampfer, Talkum und Kamillenblüten bestehende Pulver gegen 26 Krankheiten, wie Diabetes, Gehirnabszesse, Taubheit, Nierenkrebs und Tuberkulose. Dem Hersteller kostet es einige Pfennige, und der Dumme, das heißt in diesem Fall der Kranke, der Heilung sucht, der in seiner Not nach jedem Strohalm greift, muß 24 Mark dafür bezahlen.

Gibt es denn gar keinen Schutz gegen diese Art des Gangstertums? Den gibt es – in unserer Republik, nicht aber in Westdeutschland. Dort haben die Unternehmer die „Freiheit“, mit zweifelhaften und zum Teil gesundheitsschädigenden Mitteln Geld zu machen.

Erst wenn schwere Schäden durch „Heilmittel“ aufgetreten waren und die Proteste der Bevölkerung sich nicht mehr

verheimlichen ließen, unternahm man hier und da von Seiten des Staates etwas dagegen. Das waren meist nur die krassesten Fälle. Grundsätzlich wurde nichts getan, um den gewissenlosen Geschäftemachern das Handwerk zu legen.

## 10000 Leben

In meiner Hand halte ich jetzt eine Flasche, eine ganz gewöhnliche Flasche mit einem eingeschliffenen Glasstöpsel, wie sie die Regale der Apotheken in langen Reihen füllen. Was ist schon Besonderes an einer derartigen Flasche? Eigentlich gar nichts, aber warum gibt sie mir Herr Rückert mit besonderer Vorsicht und einer vieldeutigen Miene in die Hand?

„Wissen Sie eigentlich, wie reich Sie in diesem Augenblick sind?“ Ich wußte es natürlich nicht. „Sicher haben Sie noch nie in Ihrem Leben mit einem Griff einen solchen Reichtum in den Händen gehalten.“

In der Flasche befand sich ein hellgraues, unscheinbares Pulver. Ich wagte nach diesen Andeutungen nicht, zu raten. „In dieser Flasche ist Insulin. Ein Kilogramm reines Insulin“, sagte Herr Rückert.

„Und sein Wert?“

„100000 Mark.“

Vorsichtig stellte ich die Flasche auf den Tisch. Es war mir plötzlich, als könnte ich ihr Gewicht nicht mehr tragen.

„Ja“, fuhr Herr Rückert fort und lächelte ein wenig über mein erstauntes Gesicht, „100000 Mark. Ein Gramm Insulin ist gleich 100 Mark. Sehen Sie, damit wir dieses Kilogramm reines Insulin gewinnen konnten, mußten 130000 Schweine ihre Bauchspeicheldrüsen liefern. Tage und Wochen dauerte die Arbeit in meiner Abteilung, und Dut-

zende von Menschen ließen alle möglichen chemischen Operationen vor sich gehen. Das Resultat ist ein Kilogramm graues Pulver.“

Nun schloß er die Flasche wieder in den Stahlschrank ein. Dann setzte er sich und sagte: „Aber wertvoll ist es eigentlich aus einem ganz anderen Grunde. Der Preis ist hoch, weil viel Arbeit darin investiert ist. Aber das wird sich ändern, wie Sie schon erfahren haben. Wir sollten uns abgewöhnen, danach den Wert einer solchen Sache zu messen. Denn der eigentliche Wert liegt auf einer ganz anderen Ebene. Der Inhalt der Flasche ist Leben für viele tausend Menschen. Darum ist es eigentlich unbezahlbar. Tausende von Menschen leben und arbeiten, lernen und fahren jedes Jahr in Urlaub, erfreuen sich an schönen Büchern, an Sport oder Tanz, Menschen, die sterben müßten, wenn wir nicht ununterbrochen jenen winzigen Mengen des Eiweißkörpers Insulin nachspüren. Insulin ist Leben für die Zuckerkranken. Sehen Sie, daran messe ich den Wert unserer Arbeit. Darum nehme ich auch manchmal mit Stolz das Glas aus dem Stahlschrank und bin froh, daß wir heute allen helfen können, die Hilfe brauchen. Nicht nur die Diabetiker in unserer Republik, sondern auch Kranke in vielen anderen Ländern erhalten von uns Insulin.“

„Ein Elixier, das Leben gibt.“

„Ja, aber nicht das ewige Leben, wie es sich die Alten erträumten. Trotzdem hat die Wissenschaft dem Tod schon manches Schnippchen geschlagen. Nicht allein die Medizin – auch die Chemie. Es war wirklich ein schöner Sieg über den Tod, als 1921 zwei Forscher in Toronto (Kanada) zum erstenmal eine winzige Menge des lebenspendenden Insulins in ihrer Glasschale fanden. Ein ganzes Leben hatten sie diesem Augenblick geopfert, Jahre unermüdlicher Arbeit dafür gegeben, in vielen Nächten gewacht und Tausende Versuche durchgeführt. Es gab Zweifel, Fehlschläge, und doch immer wieder Hoffnung. Nach jedem Mißerfolg begannen sie von vorn.“

Vor meinen Augen entstand ein Bild der aufopferungsvollen Arbeit der Entdecker des Insulins Frederick Grant

Banting und Charles Best, die der Menschheit einen unvergleichlichen Dienst erwiesen haben. Denn sie gaben den Menschen, die bis zu dieser Zeit an einer unheilbaren Krankheit litten, das Leben zurück. Und sie haben ihre Entdeckung, die ihnen ohne Zweifel Millionengewinne eingebracht hätte, der Menschheit zum Geschenk gemacht.

Vor ihnen hatten schon viele Wissenschaftler dem geheimnisvollen Stoff nachgespürt, seitdem 1869 von dem deutschen Forscher Langerhans in der Bauchspeicheldrüse (Pankreas) winzige, kugelige Inselchen entdeckt worden waren. Seit dieser Zeit wußten die Ärzte, das diese Inseln Quellen eines seltsamen Saftes sind, der für die Verdauung im Zwölffingerdarm notwendig ist. Fehlte dieses Sekret, Insulin, so wurde der Fett-, Kohlehydrat- und Eiweißhaushalt im Körper gestört. Ein Hund, dem O. Minkowski 1889 die Bauchspeicheldrüse entfernte, wurde zum Diabetiker. In diesem, aus den Inseln der Bauchspeicheldrüse fließenden Saft mußte ein Stoff verborgen sein, der seine Wirkung so offensichtlich zeigte, aber dem forschenden Eifer mit großer Zähigkeit widerstand. Ohne diesen Stoff war der Kranke zum Tode verurteilt. Es blieben höchstens drei bis vier Jahre langsamen Siechtums.

In der ganzen Welt, in unzähligen Labors, fahndeten Forscher nach diesem Stoff. Mit allen Mitteln suchten sie, in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Immer vergebens. Vor ihren Augen sahen sie die hoffnungsheischenen Blicke der Millionen von Kranken, denen sie helfen wollten, denen sie aber noch immer nicht helfen konnten.

Banting und Best waren in der großen Zahl der Suchenden die Erfolgreichen. Sie bahnten sich den Weg durch das Dunkel, und sie waren groß genug, ihr Werk mit einer edlen, selbstlosen Tat zu vollenden.

Herr Rückert holte von seinem Schreibtisch die Bilder der beiden Forscher und legte sie vor mich hin auf den Tisch.

In das Arbeitszimmer drang leise das Summen der Maschinen. Einige Dutzend Mitarbeiter, Wissenschaftler, Labo-

ranten und Arbeiter sind hier dabei, den Weg, den Banting und Best ihnen vorzeichneten, mit anderen und größeren Mitteln jeden Tag von neuem zu gehen. Immer wieder füllen sich Flaschen wie die, die ich vorhin in der Hand hatte, mit dem grauen Pulver. Denn das Insulin hat inzwischen nicht nur das Geheimnis seiner Wirkung, sondern auch das Geheimnis seiner chemischen Zusammensetzung preisgegeben.

Heute hat der Arzt damit ein Mittel in der Hand, das für viele Menschen unentbehrlich geworden ist.



Insulin – ein Wort, das für den Diabetiker von Bedeutung ist, das ihn sein ganzes Leben lang begleitet. Hier birgt es noch mehr in sich. Herr Rückert, der Leiter der Insulin-Abteilung des „VEB Berlin-Chemie“ erzählt, wie es kam, daß er sich ganz und gar der Herstellung und der Erforschung dieses Hormons aus der Bauchspeicheldrüse verschrieb.

Nach der Volksschule, als er zu einem Drogisten in die Lehre ging, hatte er freilich von diesem Stoff kaum etwas gewußt. Erst während des Krieges – eine schwere Opera-

tion bewahrte ihn vor dem grauen Rock der faschistischen Wehrmacht –, als er bei einem Apotheker arbeitete, gab es mit Insulin die erste Bekanntschaft.

Als dann nach dem Kriege einmal die „Neue Zeitung“ in Westberlin einen Artikel unter der Überschrift „Ostsektor ohne Insulin“ brachte, wußte er nur, daß die Mitteilung stimmte. Was er damals noch nicht kannte, war die Ursache. Diese sollte er aber später erfahren.

Er bewarb sich 1947 bei der Schering-AG in Berlin-Adlershof, und da ging ihm bald ein Licht auf. Der Betrieb hatte kaum Kriegsschäden erlitten. Nach 1945 besetzte die sowjetische Armee die Fabrik und sicherte damit die sofortige Weiterarbeit, die für die Gesundheit der von Seuchen bedrohten Stadt Berlin sehr wichtig war. Hier in diesem Werk wurde Insulin hergestellt. Allerdings konnten nicht so große Mengen wie vor dem Kriege erzeugt werden, denn dazu mangelte es an dem Rohstoff: Schweinepankreasdrüsen. Aber immerhin waren es beachtliche Mengen; davon konnte er sich überzeugen. Jedoch in den Apotheken fehlte Insulin, und die Zuckerkranken starben, wie vor der Zeit, da Banting und Best ihre Entdeckung gemacht hatten.

Das im damaligen sowjetischen Sektor von Berlin hergestellte Insulin kam nicht den Kranken dieses Sektors zugute, noch viel weniger den Kranken der sowjetischen Besatzungszone.

In Adlershof herrschten noch die Herren des Schering-Konzerns. Seine Leitung aber saß in Berlin-Dahlem. Deshalb verschwanden alle Flaschen mit dem wertvollen, hellgrauen Pulver, dem Rohinsulin, in den Westsektoren. Wohlüberlegt hatte die Schering-AG die Konfektionierung, das heißt die Abteilung, in der die Erzeugnisse des Adlershofer Werkes verkaufsmäßig abgepackt wurden, in Charlottenburg eingerichtet. Dort wurde das Rohinsulin gelöst und in Ampullen gefüllt. Nicht ein Gramm gelangte in den sowjetischen Sektor. Es verschwand in dunklen Kanälen. In Kisten verpackt, wanderte es in die Packräume amerikanischer Transportmaschinen. So kam es, daß die durch amerika-

nisches Geld ausgehaltene „Neue Zeitung“ ihren Kommentar „Ostsektor ohne Insulin“ liefern konnte.

Gerade in dieser Zeit wurde Artur Rückert Mitarbeiter der Schering-AG. 200 bis 300 Menschen arbeiteten damals in Adlershof. Er durfte sich auf Grund seines Anstellungsvertrages Laborant nennen, weil er schon einige Zeit im Labor einer Apotheke tätig gewesen war.

Bald änderten sich die Verhältnisse in Berlin. Die Konzerne hatten in dem Teil der Stadt, zu dem Adlershof gehört, ausgespielt. Die arbeitenden Menschen machten die Betriebe, die sie wieder aufgebaut hatten, in denen sie schafften, zu ihrem Eigentum.

Da die Konfektionierung in Charlottenburg lag, mußte in Adlershof eine eigene Konfektionierung aufgebaut werden. Rückert, der Erfahrungen auf diesem Gebiet hatte, kam in diese Abteilung. Jetzt blieben die Erzeugnisse von Adlershof auch in dem Teil der Stadt, in dem sie hergestellt wurden. Der Apotheker brauchte nicht mehr bedauernd den Kopf zu schütteln, wenn der Kranke nach diesem oder jenem Medikament fragte. Es gab wieder Insulin. Freilich noch lange nicht genug. Der Mangel an Rohstoffen und an erfahrenen Menschen war noch immer groß. Die Lakaien des Konzerns hatten nach bewährtem Muster auch hier Produktionsunterlagen und alles, was ihnen wichtig schien, mitgenommen. 20000 Ampullen Insulin und eine Reihe anderer wichtiger Medikamente verließen zu dieser Zeit im Durchschnitt jeden Monat die Konfektionierung.

Heute lächelt Herr Rückert ein wenig, wenn er diese Zahlen nennt. Damals aber waren sie stolz über jedes Hundert Ampullen mehr. Das war stets ein großer Erfolg gewesen. Durch viele Widerstände, Sorgen und Widerwärtigkeiten, die es überall gab, wurde die Arbeit erschwert.

„Und jetzt?“

„Eine Million Ampullen im Monat.“

Damals waren nicht nur die Konzernherren gegangen; ein ganzer Rattenschwanz von Direktoren, Chemikern und anderen Fachkräften war ihnen gefolgt. Sie hatten sie mit

guten Posten und guter Bezahlung gelockt. Was konnten die Arbeiter schon dagegensetzen? Den Glauben an die Zukunft. Aber wer von den Herren gab einen Pfennig dafür. Sie hofften, die Arbeiter durch den Mangel an Fachkräften in die Knie zu zwingen. Sie saßen in Dahlem und lachten sich ins Fäustchen und sahen im Geiste „ihre“ Zeit wiederkommen. Wie würden sie wohl damals gespottet haben, wenn ihnen einer gesagt hätte: „Ein paar Jahre noch, dann ist der alte Schering-Betrieb eine lächerliche Bruchbude gegen das Werk, das wir aufbauen!“ Wer konnte erwarten, daß sich Wissenschaftler für eine Sache plagten, an die sie nicht glauben konnten, der sie sogar oft genug ablehnend gegenüberstanden?

Rückert ging aus der Konfektionierung in die Produktion. Eines Tages rief ihn der Technische Direktor zu sich. Er legte ihm eine Druckschrift auf den Tisch. Rückert las: „Technische Hochschule Dresden – Abteilung Fernstudium“. „Nehmen Sie das mal mit nach Hause, Kollege Rückert“, sagte der Direktor, „lesen Sie sich alles in Ruhe durch. Überlegen Sie sich die Sache genau; ich glaube, das ist etwas für Sie.“

Nach Feierabend saß er in seinem Zimmer und studierte das umfangreiche Programm von Anfang bis Ende. Vor seinen Augen standen schwere, arbeitsreiche Jahre, tagsüber im Werk und abends zu Hause bei den Büchern. Wenn er „ja“ sagte, würde wohl in der Zukunft die Lampe bis spät in die Nacht hinein brennen müssen. Trotzdem lockte das Studium. Seine Finger glitten über die Liste der verschiedenen Fächer. Es war ihm, als ob er auf einem hohen Berg stände und weit ins Land hineinschauen könnte. Wie wundervoll war das alles, wie verlockend.

Er wußte, wie notwendig jede Arbeitskraft gebraucht wurde, wie wichtig es war, daß man über ein gutes Wissen verfügte. Er hatte seinen Betrieb inzwischen lieben gelernt. Als er noch jung gewesen war, hätte er ohne Zögern zugegriffen; aber damals gab es keine Möglichkeit für ihn. Jetzt bot sie sich an. Er durfte sie nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Am anderen Tage ging er zum Parteisekretär.

„Man muß sich genau prüfen“, sagte der Sekretär. „Es ist keine Kleinigkeit. Ich weiß es. Aber was wir erreichen wollen, ist auch keine Kleinigkeit, Kollege Rückert. Die früheren Herren des Betriebes hätten darüber gelacht. Sie waren so stolz auf ihre Bildung, auf ihre Schulen, die sie besucht hatten und die uns verschlossen blieben. Ohne uns bricht der Laden sowieso zusammen, mögen sie gedacht haben, als sie von hier verschwanden. Wir müssen dafür sorgen, daß sie sich verrechnet haben.“

Nach dieser Aussprache meldete sich Artur Rückert als Fernstudent an der Technischen Hochschule Dresden. Er gehörte zu den ersten Fernstudenten unserer Republik. Als er sechs Jahre später sein Diplom in Empfang nahm, war er sogar der erste Diplomingenieur, der auf diesem neuen Weg sein Ziel erreicht hatte.

Es war so gekommen, wie er es damals beim Studium des Programms vorausgesehen hatte: Drei Stunden täglich gehörten seinen Büchern. Dazu kamen noch praktische Arbeiten in den Betriebslabors. Das Werk gab ihm Studientage und beurlaubte ihn für die Praktika an der Hochschule. Es zahlte ihm Büchergeld und die Studiengebühren.

Mancher hatte geglaubt, daß Chemie im Fernstudium überhaupt Unsinn sei. Jetzt mußte er sich belehren lassen und einsehen, daß neue Zeiten auch neue Menschen hervorbringen. Bei den praktischen Übungen an der Hochschule zeigte es sich, daß die Fernstudenten den anderen oft überlegen waren. Sie hatten die größeren praktischen Erfahrungen; sie konnten die Theorie bei ihrer Arbeit überprüfen.

Artur Rückert machte gute Fortschritte. Da rief man ihn eines Tages wieder zum Technischen Direktor. Dr. Reimers bat ihn, Platz zu nehmen, und spielte, ehe er zu sprechen begann, ein wenig nervös mit seinem Füllhalter. Es fiel ihm offenbar nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. Rückert ahnte, daß es nicht gerade etwas Angenehmes sein würde. Dr. Reimers holte weit aus, fragte nach seinem persönlichen Wohlergehen, nach seinen Studien und nach seiner Arbeit im Betrieb. Das waren alles Dinge,

über die er gut informiert war. Endlich fuhr er fort: „Ich glaube, Sie werden mich verstehen, wenn ich sage, daß es manchmal notwendig ist, von einem Menschen fast Unmögliches zu verlangen. Aber wo sind da die Grenzen, Kollege Rückert? Das ist das Schwere in unserer Zeit. Alle überkommenen Maßstäbe stimmen nicht mehr.“

Rückert wußte noch immer nicht, was für eine neue Last er nun auf seine Schultern nehmen sollte; er sah den Direktor fragend an.

„Sie kennen die Lage in unserer Insulinabteilung?“

Rückert nickte.

„Sie wissen, daß der Leiter der Abteilung dringend einen tüchtigen Stellvertreter zur Unterstützung braucht. Das muß ein Mensch sein, der etwas von Eiweißchemie versteht. Wir haben lange hin und her überlegt. Glauben Sie mir, es gibt wirklich im Augenblick keinen anderen Ausweg. Ich weiß, was Sie mir jetzt alles sagen könnten: Ihre Arbeit hier im Betrieb, das Fernstudium. Ich weiß auch, daß früher ein Student nach abgelegtem Examen nur langsam die Stufenleiter emporklomm. Aber das war früher, Kollege Rückert, oder können Sie mir jetzt einen anderen Ausweg zeigen?“

Rückert überlegte nicht lange. Er stand auf und sagte: „Ich werde die Arbeit übernehmen, Kollege Direktor.“

„Ich wußte, daß Sie so antworten würden“, sagte Dr. Reimers und gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen. Aber wir wollen trotzdem noch mit den Kollegen der Insulinabteilung sprechen. Sie sollen alle wissen, was für eine Last auf Ihren Schultern liegt. Ich glaube, es wird gut sein, wenn sie davon wissen. Das wird Ihre Aufgabe erleichtern. Man wird Ihnen helfen, wo es nur möglich ist. Das ganze Kollektiv wird auf Ihrer Seite stehen.“

Die Aussprache mit den Mitarbeitern der Insulinabteilung trug Früchte. Es gab danach niemanden mehr in der Abteilung, der sich nicht für das Ganze verantwortlich fühlte.

Nach etwa einem Jahr ging der Abteilungsleiter in einen anderen Betrieb. Der Fernstudent Artur Rückert wurde der verantwortliche Leiter dieser wichtigen Abteilung.

Schlicht und sachlich erzählt Diplom-Ingenieur Artur Rückert heute von diesen schweren Jahren. Er spricht nicht gern über sich. Lieber redet er von der Sache. Von der Entwicklung des Werkes in den vergangenen Jahren und von seiner Abteilung.



„Ostsektor ohne Insulin“, so hatte einst die amerikanische Zeitung in Westberlin geschrieben, als die Herren der Schering-AG das im demokratischen Sektor hergestellte Heilmittel nach dem Westen verschoben.

Aber dieses „Geschäft“ hatten ihnen bald die Arbeiter gründlich verdorben.

Wenn heute der Diplom-Ingenieur Artur Rückert von der Zukunft „seiner“ Abteilung spricht, dann weiß er genau, daß sie so sein wird, wie es der Plan des Werkes vorsieht. Danach wird die Abteilung Insulin 1965 ungefähr 40 Prozent mehr herstellen als heute.

„Wie ist eine solche Steigerung möglich?“ fragt man sofort. „Wird es große Erweiterungsbauten geben, neue Maschinen und mehr Menschen?“

Artur Rückert sagt: „Natürlich wird sich vieles in dieser Zeit erneuern. Aber neue Menschen gibt es nur, weil sich die alten verändern. Sie werden in den sieben Jahren lernen und wachsen, mit größeren Fertigkeiten und besserem Wissen mehr leisten. Die Zahl der Mitarbeiter meiner Abteilung wird sich sogar vermindern.“

„Trotzdem soll eine Steigerung der Produktion erreicht werden?“

„Ja, wir machen das so. Aus dem Rohstoff, aus den Bauchspeicheldrüsen, die wir verwenden, holen wir mehr Insulin heraus. So einfach ist das natürlich nicht. Aber wir sind auch bisher nie mit dem Erreichten zufrieden gewesen und haben ständig an der Verbesserung unserer Methode gearbeitet. Von 1950 bis heute ist es uns gelungen, die Erzielbarkeit um 61 Prozent zu steigern. Wir werden weitere 10 Prozent in diesem Jahr erreichen. Wir glauben, daß wir mit den Möglichkeiten noch lange nicht am Ende sind. Damit werden immer größere Mengen für den Export frei. Ich brauche nicht aufzuzählen, was wir alles dafür einkaufen können. Auch das Sortiment unserer Insuline wird sich erweitern. Neue Insulinarten kommen zu den alten. Wir sind gerade dabei, ein Insulin mit Verzögerung zu entwickeln, ein sogenanntes Depotinsulin. Mit ihm kann der Diabetiker seinen Tagesbedarf auf einmal zu sich nehmen. Das ist eine große Erleichterung für ihn. Bisher mußte diese Art Insulin aus dem Ausland bezogen werden.“

Dann erzählt er noch von seiner abgeschlossenen Dissertation, von den anderen Plänen, die schon in Angriff genommen sind, von Forschungsaufträgen und anderem mehr. Man fühlt, wenn man ihm zuhört, daß seine Worte wohlüberlegt sind, daß er nichts leichtsinnig verspricht und Pläne erst erwähnt, wenn sie weitgehend durchdacht wurden. Natürlich möchte man wissen, ob es noch viele Menschen wie ihn hier in dem Betrieb gibt.

„Wieviel soll ich nennen?“ fragt er sofort. „Ein Besucher,

der mit ihnen sprechen wollte, müßte schon ein paar Tage Zeit haben.“ Da sind Arbeiter, die als Hilfskräfte in den Betrieb kamen; sie gehen in die Abendschule und bereiten sich auf die Facharbeiterprüfung vor. Es gibt Facharbeiter, die nach ein paar Monaten als Laboranten im Betrieb eingesetzt werden. Wir haben Laboranten, die neben ihrer Arbeit die Chemieingenieurschule besuchen, oder sie sind Fernstudenten, wie es auch Artur Rückert einst gewesen ist. In drei oder vier Jahren werden auch sie Ingenieure sein. Dutzende von ehemaligen Arbeiterinnen und Arbeitern studieren, vom Betrieb delegiert, als Direktstudenten an den Hochschulen; sie wissen schon heute, wo ihr zukünftiger Arbeitsplatz in der Fabrik sein wird und welche Aufgaben sie übernehmen werden.

Die Lehrlinge der Abteilung Neutralon haben mit ihrem Lehrausbilder die volle Verantwortung für die Herstellung ihres Präparates übernommen. Fünf von ihnen haben schon feste Pläne für die Zukunft. Wenn sie davon sprechen, so sagen sie nicht, „ich möchte“, sondern „ich werde“ in drei oder vier Jahren meine Prüfung ablegen. Drei von ihnen vertauschen noch in diesem Jahr ihren Arbeitsplatz im Werk mit der Schulbank.

In der Ausbildungsstätte des Werkes finden wir Frau Ruth Vogler. Vor neun Jahren kam sie als Lehrling in den Betrieb. Das war gerade zu der Zeit, als sich Artur Rückert an der Technischen Hochschule immatrikulieren ließ. Damals arbeitete sie auch schon im Lehlabor. Meist fehlte es noch an den wichtigsten Hilfsmitteln. Nicht einmal Spiritus war immer in der notwendigen Menge vorhanden. Oft genug wurden die Reagenzgläser mit einem Kerzenstummel erhitzt. Heute geht sie durch neue, weißgekachelte Labors. Es ist „ihr“ Reich, denn sie ist Lehrausbilderin geworden und Chemie-Ingenieur. Modernste Apparate sind vorhanden. Die Lehrlinge werden nach den besten Verfahren mit den fortschrittlichsten Arbeitsmethoden der chemischen Industrie vertraut gemacht.

Ja, es sind nicht nur chemische Prozesse, die in den Werken vor sich gehen.

## Besuch in Berlin

Das war am 1. Mai 1959. Wie in jedem Jahr defilierten Hunderttausende von Berlinern aus allen Sektoren an der großen Tribüne auf dem Marx-Engels-Platz vorüber. Wie in jedem Jahr trugen sie Fahnen, Bilder und Spruchbänder, auf denen sie ihren politischen Forderungen Ausdruck gaben und von den Erfolgen ihrer Arbeit berichteten. Viele Betriebe führten auf Lastwagen Proben ihres Könnens mit. Stolz und glücklich waren sie, zeigen zu können, was sie erreicht hatten. Es war nicht immer leicht gewesen.

In diesem imponierenden Zug schaffender Menschen gab es hin und wieder prächtig geschmückte Lastkraftwagen. Einige von ihnen hatten Kohle geladen, dunkelglänzende Briketts. Was war schon Besonderes an ein paar Tonnen Kohle? Warum führten die Arbeiter gerade Kohlen im Festzug mit? Einen Haufen unscheinbarer Briketts in der gewaltigen Schau modernster Maschinen, schnittiger Jachtboote und neuer Automaten? Die Frauen und Männer, die ausländischen Gäste auf der Tribüne erhoben sich von den Sitzen und klatschten Beifall, freuten sich, weil diese Kohlen Boten eines neuen Anfangs waren: Kohlen aus der „Schwarzen Pumpe“!

So geschehen in der Hauptstadt jenes Staates, der der größte Braunkohlenproduzent der Erde ist; über 40 Prozent der Weltproduktion werden in der DDR erzeugt.

Fragen wir die Briketts auf den geschmückten Wagen nach ihrer Geschichte. Wenn sie erzählen könnten . . .

## Wertvolles Aschenputtel

„Früher verachtete man uns. Da waren wir die nutzlosen, mißbratenen Kinder einer großen Familie. Moorerde nannte man uns geringschätzig. Wir waren nicht gefragt, weil wir uns mit unserem älteren Vetter, der Steinkohle, nicht messen konnten. Wir taugten nicht zum Schmelzen von Stahl, nicht zum Heizen der Dampfmaschinen, nicht einmal für die Stubenöfen; wir konnten uns allerdings auch nicht auf einen so alten Stammbaum wie die Steinkohle berufen, die vor etwa 250 Millionen Jahren im sogenannten Karbon entstanden war. Mit unseren 60 oder gar erst 30 Millionen Jahren konnten wir niemandem imponieren. Ehe die Menschen unseren Wert erkannten, vergingen viele Jahrhunderte. Ehe wir zeigen durften, was in uns steckt, mußten wir manche Mißachtung und Demütigung ertragen. Aber schließlich wurden auch wir entdeckt. Zuerst vertrieben die Menschen das Wasser aus unserem Körper, das unseren Wert verringert hatte. Da wir bis zu 60 Prozent aus Wasser bestanden, hatten wir keine Heizkraft. Sie schickten uns über heiße Siebroste, schütteten uns in Brecher und Mahlwerke, stampften und zerkleinerten uns; wir wurden gepreßt und gequetscht. Diese Pressen haben eine unvorstellbare Kraft, sie können bis 4000 Briketts in der Stunde fabrizieren. Nun hatten wir eine neue Gestalt und gewannen schnell an Beliebtheit, nicht zuletzt dadurch, daß wir billiger als Steinkohle waren. Trotzdem ahnte die Menschheit noch nicht, daß wir mehr vermochten, als nur Öfen zu heizen. Dabei gingen ja 85 Prozent unseres Wertes ungenutzt verloren. Erst durch die Arbeit der Chemiker, die herausfanden, wie wir uns nützlich machen können, wurden wir berühmt. Was steckte nicht alles in unserem schmutzigen, dunkelbraunen Leib: leuchtende Farben, Plaste, hauchdünne, zarte Gewebe, weiche Wolle, Benzin für Autos und Flugzeuge, Öle und Fette, die schmerzlinde und heilende Kraft der Medikamente. Wir sind der Reichtum, den ihr nützen könnt, wir, die

Überreste unermeßlicher Wälder vergangener Zeiten, Schatzkammern, deren Tore weit offenstehen. Tretet ein! Nehmt euch, was ihr braucht! Ihr habt die Macht dazu und das Wissen, das ‚schwarze Gold‘ in das Gold zu münzen, das euer Leben reicher macht. Ihr seid nicht müßig gewesen, ihr habt auch nicht verächtlich auf uns geschaut. 1938 betrug die Braunkohlenförderung in Deutschland nur rund 100 Millionen Tonnen. Und 1960 habt ihr allein in der DDR schon 244 Millionen Tonnen aus der Erde geholt.“

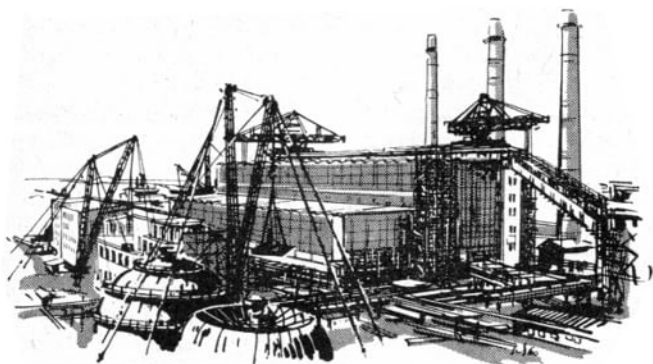
So etwa könnte die Kohle auf dem Lastwagen von sich berichten, die als Ehrengast bei den Maifeierlichkeiten in Berlin dabei war, weil sie aus der „Schwarzen Pumpe“ kam.

## **Eine Pumpe wurde berühmt, als sie nicht mehr stand**

Über 200 Jahre ist es her. Da tränkten an einer Pumpe die Fuhrleute ihre Pferde. Diese Pumpe stand zwischen Spremberg und Hoyerswerda mitten in der Heide. Ihr Wasser war dunkel und trüb. Bald hieß sie deswegen überall, wo diese Fuhrleute hinkamen, in Dresden oder Cottbus, die „Schwarze Pumpe“. Später errichtete man dort eine Poststation und ein Gasthaus. Die Kutscher wechselten die Pferde, und die Reisenden erholten sich von den Strapazen bei einem kühlen Trunk. Das Gasthaus an der Pumpe brauchte übrigens nicht lange nach einem Namen zu suchen. Es hieß bald, wie die Wasserstelle schon weit und breit genannt wurde: „Zur schwarzen Pumpe“.

Von vielen Gasthäusern lassen sich Geschichten erzählen, und mancher Wirt ist nicht darum verlegen gewesen, eine phantasievolle Episode zu erfinden, wenn es galt zu erklären, wie seine Gaststätte zu ihrem Namen gelangt

war. Ja, es gibt Dutzende von Volksliedern, die Gasthöfe unserer Heimat besingen, und selbst Romane sind schon darüber geschrieben worden. Aber über keinen haben die Zeitungen je so vieles berichtet, keiner hat bisher so sehr im Mittelpunkt des Interesses gestanden wie die „Schwarze Pumpe“ an der Landstraße zwischen Hoyerswerda und Spremberg, an der Fernstraße 97.



Jetzt könnte sich unsere Braunkohle wieder melden:  
„Und warum ist das so? Wer ist die Ursache dieser Berühmtheit? Wir natürlich. Weil wir dort in großer Menge unter der Erde liegen, wir, die verachtete Braunkohle, die schmutzige Moorerde, die nicht schuldlos an dem Namen des Gasthauses ist, an dem dunklen, fauligen Wasser, das die Pumpe einst gab.

Heute sind die Menschen glücklich, daß wir dort liegen, unter Wäldern und Feldern, unter der Heide und unter den Wegen, über die einst die Räder der Fuhrwerke knarnten. 60 Prozent aller in der DDR vorhandenen Braunkohlenschätze lagern im Lausitzer Land. Wir sind in der DDR heute noch mit 49 Milliarden Tonnen vertreten. Es läßt sich leicht ausrechnen, was wir wert sind.

Man hat uns natürlich auch in der Lausitz nicht erst jetzt

entdeckt. Es gab früher schon Kohlengruben hier. Die Kumpel haben uns im Tagebau recht und schlecht aus der Erde gekratzt.“ Recht für die einen, schlecht für die anderen. Der schlechte Teil war für die Kumpel da. Der Lohn für ihre schwere Arbeit reichte nicht zum Leben. Sie hatten darum alle noch ein Stückchen Land nebenbei, eine Wiese und vielleicht eine Kuh. Aber dieser kleine Besitz band ihnen andererseits die Hände. Er machte sie wehrlos gegen die Schikanen der Grubenbesitzer, die die Löhne drückten, um noch mehr aus den Knochen der Arbeiter herauszuschinden. Die Kumpel waren durch Haus und Hof gebunden, zumal das Pachtland oft dem Grubenherrn gehörte. Sie mußten sich ducken und hinnehmen, was man von ihnen forderte. Die Grubenherrn nahmen alles „Recht“ für sich in Anspruch.

## Arizona an der Fernstraße 97

Am 23. Juni 1955 trat der Ministerrat der DDR zu einer Sitzung zusammen. Diese Sitzung ergab einen historischen Beschluß, in dem es heißt: „... zur weiteren Entwicklung der Braunkohlenindustrie wird das Kombinat ‚Schwarze Pumpe‘ gebaut.“

So kam das kleine Gasthaus an der Landstraße zu seiner Berühmtheit. Es erwachte aus einem Traum wie Dornröschen nach dem Kuß des Prinzen, wenngleich es hier etwas stürmischer zuging.

Einige Monate später wurde unter dem Wirtshauschild eine Tafel angebracht. Die Vorübergehenden konnten darauf lesen: „Aufbaustab Schwarze Pumpe“. Bald kamen Autobusse und Lastwagen. Arbeiter stiegen aus mit kleinen Koffern und großen Kisten. So unromantisch vollzog sich die Geburt eines Giganten.

Baracken wuchsen auf dem Heidesand, Motorsägen kreischten in den Wäldern, Lastwagenkolonnen brachten Material, und Schrapper keilten ihre Stahlschaufeln in die Erde. Ein Riesenbauplatz wurde vorbereitet, 3,5 km lang und 2,5 km breit. Wer damals die Fernstraße 97 entlangfuhr, sah frischgeschlagene Schneisen in den Kiefernwäldern, Männer mit Theodoliten auf Dreibeinen und Helferinnen mit rotweißen Meßblatten. Er sah wohl auch hin und wieder einen einfachen weißen Stab als Markierung aus der Erde ragen. Konnte er damals ahnen, daß diese unscheinbaren, weißen Holzstäbe stellvertretend für eine mächtige Brikettfabrik dort standen, für einen massigen Kühlturm, für einen überdimensionalen Bunker oder ein chemisches Werk? Kühne Träume? Geduld, sie wurden Wirklichkeit!



Ein paar Monate später standen schon, zu einer kleinen Stadt vereinigt, die Baracken an den Straßen, die ersten Gerüste der Bauten erhoben sich, und Sandwege hatten sich in feste Betonbahnen verwandelt.

Kurze Zeit später erhoben sich schon die Häuserblocks, die Kühltürme wuchsen in massiger Luftigkeit, die ersten Schornsteine stellten zum Himmel empor. Brücken spannten ihre kühnen Bogen über Straße und Land, Strebpfeiler schälten sich aus Holzverkleidungen, und mächtige filigranfeine Stahlhallen überragten den Kiefernwald.

Mit dem Kombinat an der „Schwarzen Pumpe“ wuchsen drei Kraftwerke, in Trattendorf, Lübbenau und Berzdorf. Eine neue Stadt entstand. Hoyerswerda-Neustadt wächst aus Betonfertigteilen; Hochhäuser, Läden, Schulen, Krankenhäuser, Sportanlagen und ein großer künstlicher See werden ihr das Gepräge geben.

Vom Werk aus sollen täglich sieben Eisenbahnzüge mit Hartkoks in die Hüttenwerke unserer Republik rollen; Millionen Kubikmeter Gas für die Druckgasleitungen der angeschlossenen Werke und Fabriken werden erzeugt. Millionen Kilowatt elektrischer Energie werden in die entferntesten Bezirke der Republik geschickt. Aus der Kohle werden Tausende Tonnen Kraftstoffe und Teere, Öle, Phenole und viele andere chemische Produkte hergestellt.

10000 Tonnen Braunkohle an jedem Tag, 32,8 Millionen Tonnen in jedem Jahr werden die Bagger der Förderbrücken aus der Erde der Lausitz schürfen.

Es ist unmöglich, ein endgültiges Bild vom Werden dieses großen Werkes zu vermitteln. Auch die Lastkraftwagen in der Maidemonstration kennzeichneten nur für einen Tag den Stand der Entwicklung. Am anderen Tage arbeiteten bereits die Brikettpressen auf vollen Touren, und Waggon auf Waggon füllte sich. Züge, mit Tausenden Tonnen beladen, brachten den Reichtum unserer Erde dorthin, wo er sich in Güter des täglichen Lebens verwandelte.

Die Braunkohle ist eine der wichtigsten Säulen unseres Reichtums.

## Ex oriente lux

Bevor wir weiter durch die Welt der Chemie reisen, sollten wir noch einen nahen Verwandten unserer Braunkohle kennenlernen. Die Kohlenstoffe sind eine überaus weit-

verzweigte Familie. Mit einer Seitenlinie wollen wir nähere Bekanntschaft schließen. Hier ist der Kohlenstoff eine Verbindung mit dem leichtesten Element eingegangen, dem Wasserstoff. Man nennt sie deshalb die Kohlenwasserstoffe. In der Sprache unseres Alltags treffen wir die Mitglieder dieser Familie als Erdpech, Erdwachs, Asphalt, Erdöl und Erdgas (Gemische verschiedener Kohlenwasserstoffe und anderer Stoffe).

Viel später als die Kohle traten die Kohlenwasserstoffe in den Dienst des Menschen, obwohl sie ihm schon sehr früh in den mannigfachsten Formen begegneten. Ehrfürchtig oder ängstlich stand er dabei, wenn er zufällig erlebte, wie sich plötzlich die Erde auftat und mächtige Fontänen zum Himmel schossen. Er wußte nicht, was er mit dem unverhofften Segen schmierigen, stinkenden Öls anfangen sollte. Allenfalls die Priester fanden eine Verwendung dafür. Sie waren ja zu allen Zeiten auf der Suche nach Mitteln, mit denen sie ihren Anhängern faulen Zauber vormachen konnten. Lange vor Rockefeller haben sie schon ihr Geschäft mit dem Erdöl gemacht. Vom Tempel der Feueranbeter in Surachany am Kaspischen Meer wird berichtet, daß dort aus mächtigen Schalen, ohne Zutun des Menschen, riesige, qualmende Flammen aufstiegen. Die Gläubigen, denen sich in dem ewigen Feuer die Macht ihres Gottes manifestierte, kamen aus Persien, Kleinasien und selbst aus dem fernen Indien, um ihrem Kult zu huldigen.

Die Priester freuten sich über die Gaben, die die Pilger dem Feuergott darbrachten.

Die ägyptischen Priester hatten mehr für das aus Erdspalten zutage tretende Erdpech Interesse. Es diente ihnen zum Einbalsamieren der Leichen. Japanische Priester beleuchteten schon ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung mit brennenden Erdölflammen ihre Tempel auf effektvolle Weise.

Durch die Perser wurde Erdöl zur Handelsware, und in Babylon baute man bereits mit Asphalt Straßen, Brücken und Bäder.

Trotzdem beginnt die eigentliche Geschichte des Erdöls erst in der Neuzeit. Vielleicht noch nicht einmal an dem Tage, als Edwin L. Drake 1859 in Titusville auf ein unterirdisches Öllager stieß.

Der amerikanische Wirtschaftspublizist Harvey O'Connor sagte einmal, Drake hätte zwar gefunden, daß man Erdöl durch Bohren gewinnen kann, aber erst John D. Rockefeller entdeckte, daß sich dieses stinkende Etwas in glänzendes Gold verwandeln ließ. Und damit beginnt die erste Epoche in der Geschichte des Erdöls. Es ist die Zeit, in der es als Petroleum in den Lampen der ganzen Welt brannte. Wo aber der Bedarf noch nicht vorhanden war, schuf ihn Rockefeller auf seine Weise.

## Öl für die Lampen Chinas

Die „Fairbanks“, bis unter die Luken mit Kisten gefüllt, macht im Hafen von Hangtschou fest. Am Kai stehen schon die Kulis bereit, die das Schiff entladen sollen.

Die Träger schleppen keuchend und schwitzend ihre Lasten über die schmalen Landungsstege in die Schuppen. Sie fragen nicht danach, was in den Kisten ist, sie spüren nur die drückende Schwere auf den Schultern. Sie haben auch keine Ahnung von dem, was die Zeitungen in der Welt von der „Fairbanks“ und ihrer Ladung berichten. Sie wissen nicht, mit welchen Schlagzeilen sich die Zeitungsjungen heiser schreien: „Rockefeller beschenkt das chinesische Volk!“ – „Licht für China!“

Was nützt dem Kuli eine Lampe, wenn er kein Heim hat. Er breitet seine Schlafmatte in irgendeinem Winkel des Hafens aus für die paar Stunden, die ihm zur Nachtruhe bleiben. Er hat kein Dach über dem Kopf, und er braucht kein Licht. Und wenn er wirklich ein Loch besäße, um sich

darin zu verkriechen, und eine Lampe dazu, dann mangelte es ihm an Geld, um Petroleum dafür zu kaufen.

Dem Kuli waren die Gedankengänge jenes Mannes fremd, der um diese Zeit in seiner Villa in den Staaten saß und zufrieden in den Zeitungen blätterte, die ihn als Wohltäter der Menschheit priesen. Nach einer Weile hob er sein faltiges Gesicht und rieb sich die Hände wie ein Viehhändler, der ein gutes Geschäft gemacht hat. Was sind schon 50 000 oder 60 000 Dollar für billige Öllampen, die für den Beschenkten ohne Petroleum wertlos sind? Sie werden – so rechnete Rockefeller – ihre Moneten zusammenkratzen, um die Lampen zum Leuchten zu bringen. Aber dazu braucht man Petroleum, Petroleum von der Standard Oil Company. Wer Licht haben will, muß immer wieder sein Geld zu dem Ölhändler tragen. Und hundertfach, tausendfach wird sich die Summe auszahlen, die jetzt in den Lampen steckt.

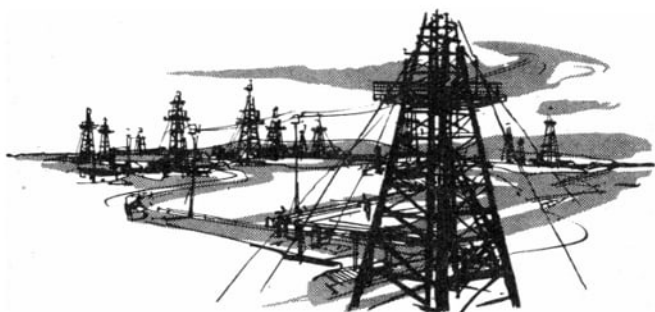
Gibt es außerdem eine bessere Gelegenheit, auf verborgenen Wegen ins große Reich der Mitte einzudringen, in dem die Engländer sitzen und keinen anderen an die Futterkrippe lassen möchten? Er wird es ihnen schon zeigen. Die Lampen werden sich verzinsen. Eines Tages werden die Bodenschätze Chinas ihm gehören.

John D. Rockefeller war zufrieden. Es gab wirklich keine billigere Reklame als dieses Danaergeschenk für die Chinesen.

## **Ein Fleckenmittel wird Weltmacht**

In dieser Petroleum- und Brennstoffperiode blieben nicht nur an den Händen von John D. Rockefeller, der der raubgierigste und unersättlichste Hai im Ölmeer war, goldene Millionen hängen.

In diesem halben Jahrhundert nach Titusville bildeten sich die Grundlagen der mächtigen Öltrusts, der „Standard Oil“, der „Texas Company“ und der „Shell“. Erdöl war wirklich flüssiges Gold. Trotzdem blieb es für seine Herren launisch und wechselhaft. Die Preise stiegen und fielen. Mitunter gab es auf den Ölfeldern Springer, die 100000 Barrels oder mehr am Tage ausspien (1 Barrel = 31,5 Gallons = 119 Liter); aber oft ließ der Gasdruck schon in kurzer Zeit nach, so daß kaum noch drei oder vier Barrels in



die Tanks flossen. Überfluß und Mangel lösten einander in dichter Folge ab. Die große Zeit des Erdöls war noch nicht angebrochen.

Bei der Destillation fiel neben Petroleum noch ein anderer Stoff ab, den man nicht brauchte: Benzin: Dafür gab es damals fast keine Verwendungsmöglichkeit, höchstens als Fleckenmittel. Es war zu allem Überfluß noch leicht brennbar und explosiv. In den Raffinerien wußte man bald nicht mehr, wo man das gefährliche Produkt lassen sollte.

Zur Destillation waren Dutzende von Kesseln nebeneinander aufgestellt; jeder wurde von einem Arbeiter bedient. Er war Heizer und Beobachter des Destillationsprozesses zugleich. Er hatte darauf zu achten, daß sich die Temperatur auf einer bestimmten Höhe hielt, weil nur dann die größtmögliche Menge Petroleum gewonnen würde.

Einmal, im Jahre 1861, hatte ein Arbeiter unter seinem Kessel nachgelegt und war dann eine Weile weggegangen. Das taten die Arbeiter oft, sie wußten schon, welche Kohlenmenge die notwendige Temperatur erzeugte. Dieser Arbeiter hatte aber Pech. Ein Abflußrohr war verstopft. Es kam zu einem Druckanstieg im Kessel und zu einer Erhöhung der Temperatur. Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, war das Unglück geschehen. Die Destillation war unter den veränderten Umständen anders verlaufen. An Stelle von Petroleum floß aus den Röhren Benzin, fast wasserklares Benzin. Der Arbeiter flog auf die Straße.

Als aber Benzin später zu einem gesuchten Stoff wurde, erinnerte sich ein Chemiker an jenes Unglück, wiederholte die Bedingungen und nahm schließlich 1910 ein Patent darauf. Bis heute ist das Kracken des Erdöls, so nennt man diese Destillation unter Druck und mit hohen Temperaturen, eine der wichtigsten Methoden der Benzinherstellung aus Erdöl geblieben.

Während sich aber die Erdölbosse noch über das lästige Benzin ärgerten, an dem nichts zu verdienen war, arbeitete in Bad Cannstatt bei Stuttgart ein Mann an einer Maschine, die Benzin zu einer Großmacht erheben sollte. Der Benzinmotor eroberte die Welt.

Wie einst Spanien die Konquistatoren in die Neue Welt schickte, um Goldschätze zu erraffen, so sandten nun die Monopolherren der Neuen Welt ihre Beauftragten wieder in die Alte, um nach dem „flüssigen Gold“ zu suchen. Sie blieben nicht lange allein. England, Frankreich, Holland und noch andere Staaten stiegen ins Ölgeschäft ein.

Die Kurszettel der Börsen wurden zu Heeresberichten eines schmierigen Kampfes um den Besitz der Erdölquellen. Noch kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges durchsuchte der amerikanische Abenteurer William Knot d'Arcy die glühenden Sandwüsten Persiens, um die Ruinen vom Tempel des Feuergottes Ormuzd zu finden. Er vermutete ganz richtig, daß auch seine Flammen in den Opferschalen durch Erdöl gespeist worden waren. Unter den Ruinen des Tempels mußte Erdöl sein. Er fand die Reste des Hei-

ligtums und die ergiebigen Quellen von Kuwait. Der amerikanische Admiral Colby M. Chester versprach dem „kranken Mann am Bosphorus“ goldene Berge, um den Staaten die Ölschätze des verfallenden Osmanischen Reiches zu sichern. Die Deutsche Bank steckte Millionen in südamerikanische Ölfelder und die des Balkans. Ehe noch der Krieg auf den Schlachtfeldern entbrannte, tobte er bereits auf den Ölfeldern zwischen Rockefeller und Deterding, zwischen Mellon und der Deutschen Bank.

Ein halbes Jahrhundert, nachdem Oberst Drake bei Titusville die erste Ölsonde in die Erde gestoßen hatte, waren mehr als eine Million Ölquellen in Betrieb. Über 100 Milliarden hatten die Ölmonopolisten der Erde in dieses Geschäft gesteckt, und das Mehrfache dieser Summe war als Dividende in ihre Taschen zurückgekehrt.

## Sieg im Reagenzglas

Der erste Weltkrieg begann. Die deutschen Imperialisten strebten eine Neuaufteilung der Welt an. Das hieß für sie auch: Neuverteilung der Besitzrechte an den Erdölvorkommen, Beteiligung an dem Milliardensegen, der aus der Erde sprudelte. Der Krieg wurde verloren, und ein englischer Politiker sagte einmal: „... eine Woge von Öl hat die Alliierten zum Siege getragen ...“

In der Zeit, in der die imperialistische Raubpolitik auf den Schlachtfeldern ausgetragen wurde, hatte ein deutscher Chemiker, Dr. Friedrich Bergius, in seinem Labor eine neue Quelle für Benzin entdeckt, eine Quelle, wie sie nur der Chemiker der Menschheit zu erschließen vermochte.

Nachdem es Friedrich Wöhler 1828 in Berlin gelungen war, Harnstoff auf synthetischem Wege darzustellen, konnte man das Dogma von der „vis vitalis“, der „Lebens-

kraft", über Bord werfen. Kurz zuvor hatte Berzelius noch behauptet, es würde niemals gelingen, die im Tierkörper gebildeten chemischen Stoffe künstlich zu erzeugen, weil dazu die „Lebenskraft“ nötig wäre. Nun hatte Wöhler das Tor aufgestoßen, der Weg war frei für die synthetische organische Chemie. Gerade sie wurde zu einem der wertvollsten Helfer der Menschheit, wenn es galt, zu neuen Stoffen zu gelangen. Seit Wöhler hatten in allen Ländern Chemiker an der Synthese organischer Verbindungen gearbeitet und einen neuen Rohstoff nach dem anderen erschlossen.

Freilich, was Dr. Bergius damals 1914 in seinem Reagenzglas gefunden hatte, ein paar Tropfen Benzin, war erst ein Anfang. Er hatte Benzin aus der Braunkohle gewonnen. Das war eine Sensation. Er hatte die Kohle unter Druck mit Hilfe von Kontaksubstanzen (Katalysatoren) mit Wasserstoff vereint. Er hatte die Kohle hydriert (Hydrierung = Anlagerung von Wasserstoff an organische Verbindungen).

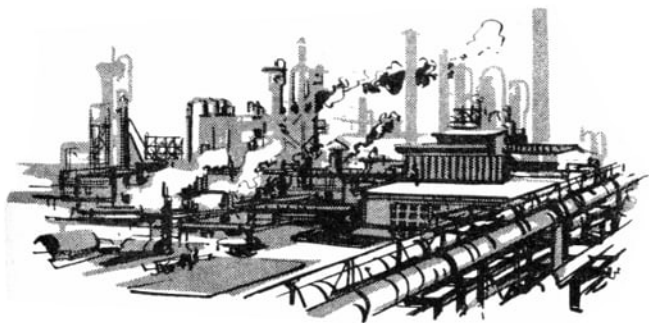
Seine Entdeckung war zunächst nur für ihn selber von Bedeutung, und die wenigen Tropfen im Reagenzglas blieben vorläufig ohne Einfluß auf die „große Politik“. Es war noch ein weiter Weg von den ersten Erfolgen im Labor bis zur technischen Großproduktion.

Als der erste Weltkrieg entschieden war, ging der Kampf um die Erdölgebiete weiter, in Mexiko, Kolumbien und Venezuela, in Mesopotamien und Persien. Der Krieg hatte deutlich genug gezeigt, daß der Besitz dieses wichtigen Rohstoffes nicht nur Schlüssel zum Reichtum, sondern auch zur Weltmacht war. Flugzeuge können ohne Treibstoff für die Motoren keine Bomben auf fremde Städte werfen, Panzer sind ohne „Sprit“ hilflose Ungetüme. Eine moderne Armee ist undenkbar ohne unzählige Fahrzeuge und Maschinen; immer braucht man Erdöl, braucht man Benzin.

Da die deutschen Monopole auch nach der Niederlage im ersten Weltkrieg die Hoffnung nicht aufgaben, die Entscheidung über die Weltherrschaft auf ihre Weise herbei-

zuführen, benutzten sie die Kampfpause zur Vorbereitung eines neuen Krieges. Nach langen Kämpfen mit holländischen und englischen Kapitalistengruppen hatte sich die IG-Farben die Patente von Dr. Bergius gesichert. Sie setzte Hunderte von Chemikern und Technikern an die Aufgabe, eine Technologie für die Massenproduktion zu finden. Im Ruhrgebiet entstand außerdem noch ein Versuchsbetrieb von Professor Franz Fischer, der gleichfalls an einem Verfahren zur Gewinnung von synthetischem Treibstoff arbeitete.

So betrieb dieser Chemiegigant, die Erfahrungen des ersten Weltkrieges verwertend, systematisch die Vorbereitung des zweiten Weltkrieges. Er steckte 100 Millionen Mark in diese Versuche und ließ bei Oppau und Leuna die ersten Großanlagen errichten.



1925 wurde das erste Autobenzin aus der Kohlehydrierung erprobt und schon ein Jahr später der Grundstein für eine 100000-Tonnen-Hydrieranlage gelegt. 1927 waren bereits 5 Hydrieröfen in Betrieb. Nachdem die Faschisten in Deutschland an die Macht geschoben worden waren, als die Vorbereitungen für das neue Völkermorden in ihr letztes Stadium traten, bauten die deutschen Monopolherren nach den Erfahrungen von Leuna 12 Kohle- und

Teerhydrierwerke mit einer Kapazität von 4 Millionen Jahrestonnen. Die nach dem Fischer-Tropsch-Verfahren arbeitenden Anlagen lieferten außerdem noch 600 000 Tonnen Benzin an die Nazi-Wehrmacht zusätzlich.

Der Nazistaat vereinigte jetzt alle Braunkohlengruben Deutschlands zur Braunkohlen AG (BRABAG). Er sorgte mit einem Kapital von 250 Millionen Mark dafür, daß der Kohleverflüssigung immer neue Wege geebnet wurden; die Erzeugung stieg von Jahr zu Jahr. Die führende Rolle in diesem Gremium spielte selbstverständlich die mächtigste Kapitalmacht in der Chemie, die IG-Farben.

Die Herren der IG-Farben, die ihre profitablen Geschäfte mit den Menschen in den Konzentrationslagern machten, die Milliarden auf allen Wegen der Kriegsvorbereitungen verdienten, hatten auch in dieser Zeit noch eine andere Einnahmequelle. Sie betrieben, was ein „Gentleman“ schlicht und einfach als Landesverrat bezeichnen würde. Sie hatten schon 1931 mit der „Standard Oil“ eine Interessengemeinschaft ins Leben gerufen und die „Standard IG Co.“ gegründet, die in Bayway, Batonrouge, Baytown und in anderen Orten der USA Hydrierwerke nach den Patentunterlagen der IG-Farben baute. Dieser Firma lieferten sie auch weiterhin alle Unterlagen und strichen sehr ergiebige Lizenzgebühren dafür ein.

## Atome reichen sich die Hand

Markkleeberg, der Ort, in dem Jahr für Jahr die Genossenschaftsbauern unserer Republik den Stand ihrer Leistungen zeigen, ist passiert. Groß-Deuben bleibt zurück. Schon zeichnen sich am Horizont Rauchschwaden ab. Böhlen kündigt sich an. Neben Leuna gehört dieses Werk zu den technischen Großanlagen für Braunkohlehydrierung;

in seinen Grundlagen ist es in jener Zeit entstanden, da die Herren der Chemie den zweiten Weltkrieg vorbereiteten.

Um Böhlen herum liegen dicht an dicht Braunkohlengruben. Bagger haben das Erdreich aufgerissen, und kilometerweit ist der Boden offen wie eine klaffende Wunde. Ununterbrochen rollen von allen Seiten Züge mit Kohle heran. Sie stürzen ihre Lasten in die Bunker; Brecher mit stählernem Gebiß zermahlen die Kohle. Der Staub wird getrocknet und zu Briketts gepreßt, die dann in die Schwelerei gelangen. Dort gewinnt man Teer und Leichtöle. Zuletzt findet in der Hochdruckkammer die Hydrierung statt.

Arbeiter stehen mit aufmerksamen Blicken vor den Meßgeräten, beobachten den Ausschlag der Zeiger, das Steigen oder Fallen von Quecksilbersäulen, das Öffnen und Schließen der Ventile. Die Hydrierung der Teere und Leichtöle ist im Gang; hier reichen die Kohlenstoffatome dem Wasserstoff die Hände. Vereint jagen sie dann, von der Kraft des Menschen gelenkt, durch turmhohe Destillationskolonnen und Riesenkühler; fließen schließlich unter den prüfenden Blicken der Arbeiter, die die Kontrollfenster nicht aus den Augen lassen, in die mächtigen Tanks.

## Ein Schlafzimmer für 60000 Reichsmark

Die Geschichte des Kombinats Böhlen begann in der Inflation. Es war die Zeit, in der die Monopolherren die Kosten des ersten Weltkrieges auf die Schultern der breiten Massen abwälzten. Die „Aktiengesellschaft Sächsischer Werke“ (ASW), die den Grundstein legte, erhielt als Patengeschenk eine ansehnliche Dollaranleihe amerikanischer Banken. Damit beteiligten sich am Aufbau des

neuen deutschen Kriegspotentials auch amerikanische Kapitalisten. Wenn es um die Sicherung des Maximalprofits ging, fand das internationale Kapital stets auch „seine“ Partner. Die Kriegsindustrie brachte hohe Profite.

Von Jahr zu Jahr stieg die Produktion, und immer höhere Dividenden wurden ausgeschüttet.

Die Vorstandsmitglieder der Aktiengesellschaft bezogen Gehälter von 40000 bis 300000 Mark im Jahr. Direktor Sommer, ein notorischer Devisenschieber, der sich später in die Schweiz absetzte, ließ sich einmal ein Schlafzimmer für 60000 Mark einrichten und für sein Herrenzimmer einen Schrank zimmern, der die „Kleinigkeit“ von 120000 Mark kostete. Das geschah im Jahre 1927, vier Jahre, nachdem eine Billion zu einer Mark geworden war. Vier Jahre nach einem „Schiedsspruch“, der die schaffenden Menschen um alle Errungenschaften eines jahrzehntelangen Kampfes gebracht hatte:

„... ohne behördliche Genehmigung ist... die Ausdehnung der regelmäßigen Arbeitszeit bis in der Regel zu zehn Stunden, aus dringenden Gründen des Gemeinwohls auch darüber hinaus, zulässig.“

Daß es diese „dringenden Gründe“ oft genug gab, dafür zeugen die Gewinne, die die Aktionäre einstrichen. Der Stundenlohn für Arbeiter betrug 60 oder 65 Pfennige.

Dann kam der Nazismus und das Zwangskartell der BRABAG.

## Der Rat der Götter

Im Hotel „Kaiserhof“ saßen die Herren der Chemie. An demselben Ort, von dem aus sie Hitler den Weg zur Macht antreten ließen. Es waren würdige Herren, im Abendanzug, mit ansehnlichen Titeln: die Spitzen der

deutschen Industrie. Die IG-Farben waren durch Geheimrat Bosch und Dr. Krauch, die Rheinische Braunkohle durch Dr. Brecht und die Deutsche Bank durch Dr. Rasche vertreten. Der Finanzier Hitlers, Baron Schröder aus Köln, hatte sich eingefunden; auch Generaldirektor Tobies von den Ilse-Werken war erschienen. Neben Direktor Ehlers (später unter Adenauer Bundestagspräsident) saß der einzige Herr in Uniform, General von Vollandt-Boeckelberg. Aber daß nur ein Militär unter den Herren war, durfte durchaus nicht als Zeichen der Friedfertigkeit ihrer Gesinnung genommen werden. Der hohe Rang und die Stellung, die der General einnahm – er war an die Spitze des neugeschaffenen Konsortiums berufen worden – sagten das Gegenteil.

Direktor Ehlers und der General unterhielten sich angeregt über die weitere Steigerung der Ausbeutemöglichkeiten. Der General wollte wissen, was Böhlen in dieser Richtung unternommen hätte. Ehlers versicherte ihm lächelnd, daß die Leitung des Unternehmens für den heutigen Tag bestens gerüstet sei.

Ein leises Klingen unterbrach das Gespräch. Dr. Flick vom Mittelstahl-Konzern hatte an seinen Sektkelch geschlagen. Er erhob das Glas, und als in der Runde Ruhe eingetreten war, sagte er: „Meine Herren, es sind historische Tage, die wir erleben. Der Führer hat die allgemeine Wehrpflicht verkündet. Wir werden wieder ein starkes Deutschland haben. Diesem Ziel hat unser Denken und Handeln gegolten; wir werden ihm weiter dienen. Eine schlagkräftige Armee benötigt unseren Treibstoff. Produzieren wir ihn zum Nutzen des Deutschen Reiches! Auf Ihr Wohl, meine Herren! Auf das Wohl der BRABAG!“

Die Sektgläser stießen gegeneinander. Es gab einen zarten harmonischen Klang.

Zehn Jahre später barsten in den Werkanlagen von Böhlen die Spreng- und Brandbomben, schmolzen in der Glut der Flammen die Katalyseöfen und Rohrleitungen, quoll das Feuer aus den Benzintanks, sank das Werk in Schutt und Asche. 70 deutsche Arbeiter kamen ums Leben,

97 wurden schwer verwundet. Wieviel sogenannte Fremdarbeiter aus Frankreich, Belgien und Holland, wieviel Kriegsgefangene aus fast allen Ländern Europas damals den Tod fanden, verschweigt die Statistik.

Das Werk war übrigens fast den ganzen Krieg über verschont geblieben. Das amerikanische Kapital, das in ihm steckte, war ein hervorragender Schutz gewesen. Aber als der Krieg in den letzten Zügen lag, als die Konferenz von Jalta die ungefähren Demarkationslinien festgelegt hatte und die sowjetischen Armeen schon auf deutschem Boden kämpften, da griffen die amerikanischen Bomber auch Böhlen an. Die Bomben galten nicht mehr dem Kriegspotential Hitlerdeutschlands. Sie sollten die Industrie im künftigen sowjetischen Besatzungsgebiet zerschlagen. Das Werk, das einst Wissenschaftler geplant, das die kundigen Hände fleißiger Arbeiter geschaffen hatten, war vernichtet. Es sollte nicht dem friedlichen Aufbau dienen, so hatten es seine ehemaligen Besitzer bestimmt.

## Das Werk eigener Hände

Eine Zeitlang jedoch befand sich Böhlen in amerikanischer Hand. Stabschef Major Renfro schickte Captain Widefield, um die Trümmerstätte zu besichtigen. BRABAG-Direktor von Felbert und der Amerikaner kletterten mit sorgenvollen Gesichtern in dem Gewirr geplatzter Röhren, geborstener Stahlleiber, zusammengestürzter Mauern und Hallen umher. Sie sahen keine Möglichkeit für einen neuen Beginn. Dann saßen sie in langen Besprechungen zusammen. Aber sie fanden keinen Ausweg.

„Es ist amerikanisches Kapital, you understand, Mister Felbert“, sagte Captain Widefield.

Felbert nickte: „Yes, Captain. Aber wo soll man beginnen?“

Ich glaube nicht, daß es aus diesem Chaos einen Weg gibt. Es schmerzt mich nicht weniger als Sie."

Während die Herren noch konferierten, nach einem Weg suchten, auf welche Weise das investierte Kapital für die amerikanischen und deutschen Herren doch noch irgendwie zu retten sei, kamen Arbeiter ins Werk. Achtzehn Arbeiter, Mitglieder der Kommunistischen Partei, Sozialdemokraten und Parteilose. Kurt Ammon war dabei, Sepp Siegel, Joseph Kahn, Kurt Ludwig, Böhm, Grünbauer, Hauswald, Frenzel, Herbig und andere. Sie standen vor dem Trümmerberg wie Zwerge vor einem Riesen. Aber sie hatten in einer Zusammenkunft beschlossen: „Wir produzieren wieder Kohle und Benzin. Wir bauen das Werk wieder auf, größer und schöner, als es je gewesen ist. Millionen Tonnen Kraftstoff sollen in die Tankwagen fließen, aber nicht für die BRABAG oder die Herren der IG-Farben. Was wir bauen, schaffen wir für uns. Der Reichtum soll nicht mehr einigen wenigen gehören, er gehört uns allen!“

Die Amerikaner sahen verwundert drein, und Direktor von Felbert wußte vor Schreck nicht, was er sagen sollte. Das war ihm noch nicht vorgekommen. Arbeiter wagten es, ohne seine Genehmigung im Werk etwas zu unternehmen. Sie sprachen davon, wieder Benzin herzustellen. Ihm wurde unheimlich. Schließlich begriff er, daß er überflüssig war. Als die Amerikaner Böhlen verließen, reiste er hinterher.

Andere Soldaten kamen ins Werk: sowjetische Ingenieure, tüchtige Fachleute, die mit Mut und Beharrlichkeit an die Arbeit gingen. Sie wußten nicht nur, wie man aus Kohle Benzin machen kann, nicht nur, wie aus einem Trümmerhaufen wieder ein Werk wird, sie wußten viel mehr. Sie kannten die Zukunft. Und sie gaben Kraft.

Als Genosse Mochow, der sowjetische Direktor des Benzinwerkes, einmal einen deutschen Ingenieur traf, der ob des Chaos und der Trümmer verzweifelte und sich beklagte, daß es kein Metall, keine Werkzeuge, keine Maschinen und nicht einmal satt zu essen gäbe, setzte er

sich zu ihm auf einen Stapel verbogener Stahlträger: „Keine Panik, Kollege Ingenieur. Hören Sie . . .“ – Der sowjetische Funktionär sprach von seiner Heimat, sprach von jener Zeit, als dort die Menschen noch ärmer waren als die Deutschen jetzt. Und trotzdem fingen sie an, gewaltige Werke zu bauen. Sie trugen in der einen Hand die Kelle und in der anderen das Gewehr, weil sie ihre Arbeit gegen Weißgardisten und ausländische Interventionen verteidigen mußten. Als die Werke schließlich standen, die Produktion gerade ein paar Jahre lief, kamen die Faschisten und schlugen alles kurz und klein. Aber die sowjetischen Arbeiter haben nicht aufgegeben. Sie haben den Glauben an die Zukunft nicht verloren. „Ich verstehe Sie“, schloß Mochow das Gespräch, „aber denken Sie daran, daß Sie nicht mehr allein sind, daß Sie viele Freunde haben. Die Arbeiter nicht nur Deutschlands stehen auf Ihrer Seite, und die Arbeiter sind eine gewaltige Kraft.“ Er erhob sich: „Wenn etwas fehlt, kommen Sie zu mir. Ich versuche zu helfen.“

Und es wurde geholfen. 1946 waren in Böhlen, ein Jahr, nachdem die sowjetischen Freunde die Leitung übernommen hatten, schon wieder 6600 Menschen tätig. 1500 allein arbeiteten beim Wiederaufbau. Die sowjetischen Ingenieure entwarfen einen Plan, nach dem bis zum Sommer 1948 die Werke in Böhlen wieder ihre volle Leistung erreicht haben sollten. Das war eine Forderung, der sich



vieles in den Weg stellte: Materialmangel, Unverständnis für das Neue, Festhalten an alten Gewohnheiten, Unwissenheit, Nebeneinanderhergehen, Sabotage und selbst die Gewalten der Natur. Mit allem wurden die Arbeiter fertig. Auch mit der Natur.

## Das kalte Herz

Im Januar 1947 gefährdete eine Kältewelle die Produktion. Wochenlang kämpften die Kumpel in den Tagebauen gegen den Frost. Der Boden und die Kohle waren metertief gefroren. Die Förderleistungen sanken. Wie Glas brachen die Zähne der Stahlkübel, die Ketten rissen. Die Erde wurde zu Stein.

Kohlenmangel im Kraftwerk war die Folge. Besorgt standen die Arbeiter vor den fast leeren Bunkern. Wenn die Kessel keine Nahrung mehr bekamen, wenn das Kraftwerk keinen Strom mehr lieferte? Was geschah mit den anderen Werken? Mit der Brikettfabrik, mit dem Benzinwerk, mit allen gerade wieder mühsam instandgesetzten und erneuerten Apparaten, die meist noch unter freiem Himmel arbeiten?

Schließlich froh das Werk trotz aller Bemühungen in der Nacht vom 13. zum 14. Januar ein. Als hätte noch einmal der Pesthauch des Todes das Werk gestreift, floh das Leben aus den Maschinen und Aggregaten. Die zischenden Dampfvolken, die das Werk umschwebten, waren verschwunden. Eiszapfen hingen an den Rohrleitungen; alles erstarrte. Das ganze riesige Werk, aus dem schon Tag für Tag wieder Tausende Tonnen Benzin in die Kesselwagen geflossen waren, ein Werk, das Tausenden Arbeit gab, das mühsam mit viel Schweiß und Sorgen aus einem Trümmerhaufen neu entstanden war, hatte sich in eine

kalte, schweigende Zone verwandelt. Mit zusammengebissenen Zähnen gingen die Arbeiter umher, frierend prüften sie die Apparaturen. Sie waren machtlos. Ehe das Kraftwerk nicht wieder Dampf und Strom lieferte, gab es hier kein Leben. Dem erstarrten Körper fehlte das schlagende Herz.

Aber es sollte wieder zu schlagen beginnen. Die Wiedererweckung aus der Todesstarre jedoch war nicht leicht und barg eine große Gefahr in sich. Das Leben durfte nicht ruckartig zurückkehren; nur allmählich durfte das Blut in den Adern wieder zu fließen beginnen. Höchste Vorsicht war geboten. Ein falscher Handgriff, eine falsche Überlegung konnten das Werk auf Monate hinaus lahmlegen.

Schichtmeister Kurt Ludwig übernahm die schwierige Aufgabe.

Der Betriebsleiter der Gaserzeugung, Dr. Uhlmann, und der zuständige Obermeister waren damals beide krank. Dr. Uhlmann übergab daher Kurt Ludwig die volle Verantwortung für diese Betriebsanlage. Für viele war es unvorstellbar, daß ein Arbeiter, der nicht studiert hatte, eine solche Aufgabe meistern könnte.

Fünf Tage und fünf Nächte blieben die Arbeiter im Werk; tauten behutsam Leitung um Leitung auf, machten die Bahnen für das neue Leben frei. Manchmal, wenn die Augen fast zuzielen, legten sie sich in der Kantine auf eine Bank, um ein paar Stunden zu schlafen. Dr. Spruck und Dr. Przybylka aber machten ihnen Schwierigkeiten. Sie gaben Anweisungen, zu denen sie keine Vollmacht hatten und die obendrein falsch waren. Es schien den Arbeitern, als wollten die beiden Akademiker die Wiedererweckung verhindern oder wenigstens hinauszögern. Schichtmeister Ludwig wies beide aus der Anlage. Daraufhin gingen Dr. Spruck und Dr. Przybylka zum sowjetischen Generaldirektor Michailow und beschwerten sich über das Verhalten des Schichtmeisters.

Michailow rief den Schichtmeister zu sich und verlangte eine Erklärung. Ludwig legte die Gründe für seine Ent-

scheidung dar und verhehlte auch nicht, was er von den Anweisungen der beiden Wissenschaftler hielt. Der Direktor überzeugte sich an Ort und Stelle von dem Stand der Arbeiten. Dann sagte er zum Schichtmeister Ludwig: „Machen Sie weiter so, wie es von Ihnen begonnen wurde. Ich glaube, Ihre Überlegungen sind richtig. Lassen Sie sich von keinem Menschen dazwischenreden. Sie haben meine Vollmacht.“

Das Werk kam wieder in Gang; das Benzin floß wieder. Die Arbeiter hatten zum zweitenmal ihr Werk gerettet. 1949 lieferte Böhlen bereits mehr Benzin als je in den Zeiten des kapitalistischen Konzerns. Dr. Spruck und Dr. Przybylka aber gingen denselben Weg, den die Konzernleitung gegangen war.

In Böhlen weint ihnen kein Mensch eine Träne nach. Die Spreu ist vom Weizen geschieden. Es gibt so viele alte Wissenschaftler und Techniker, die in das neue Leben hineinwuchsen, die ihre Aufgaben mit anderen Augen sehen lernten. Aber es wuchs auch eine neue junge Intelligenz heran.

## Die Zeit bleibt nicht stehen

Aus dem Schichtmeister Kurt Ludwig, der damals die Wiederinbetriebnahme des Generators III mit so viel Umsicht geleitet hatte, wurde ein Werkmeister. Später besuchte er die Gasmeisterschule in Markkleeberg und bestand die Prüfung „Mit Auszeichnung“. Seine ersten Verbesserungsvorschläge bewiesen, daß er die erworbenen theoretischen Kenntnisse in der Praxis anzuwenden verstand. 1950 schenkte er seinem Werk zwei große, wichtige Gedanken. Einen davon wollen wir etwas näher betrachten.

Schon viele Jahre hatten Wissenschaftler und Techniker versucht, den kohlenstoffhaltigen Flugstaub zu vergasen, um ihn für die Benzinbereitung aufzuschließen. Diese Versuche waren bisher gescheitert. Ludwig fand, daß die dichte, harte Schlackenhülle des Staubes es dem Wasserdampf-Sauerstoff-Gemisch unmöglich machte, seine Wirkung zu tun. Wenn diese Hülle nicht gesprengt wurde, gab es keinen Erfolg. Kurt Ludwig sprengte sie. Er fand ein Verfahren, durch das der glühende Staub mit seinen 600° C Hitze von einem Dampfstrahl plötzlich auf 250° C abgekühlt wird. Diese „kalte Dusche“ und die Reibung bei der Förderung reißen die Schlackenhüllen auseinander; der kohlenstoffhaltige Flugstaub verwandelt sich in Gas, in Benzin.

Welchen Nutzen bringt eine solche Verbesserung?

Nun, in dieser Welt des Gigantischen wandeln sich auch kleine Dinge zu Großem. In diesem Jahr gewinnt allein Böhlen aus diesem Verfahren 40000 Tonnen Braunkohlenschwelkoks. Die Überlegungen dieses Arbeiters sind ein Vermögen wert: 475000 DM. Diese Summe ist nur ein Teil von dem, was Kurt Ludwig uns allen schenkte. In der Liste der Verbesserungen steht sein Name noch oft.

Im September 1950 wird er deshalb Betriebsinspektor. Er wird „Verdienter Aktivist“, „Verdienter Erfinder“ und schließlich am 13. Oktober 1952, am „Tag der Aktivisten“, „Held der Arbeit“.

Wer heute Kurt Ludwig in Böhlen aufsuchen will, muß sich in das Verwaltungsgebäude begeben; man findet ihn im ersten Stock, dort, wo an der Tür „Werkdirektor“ steht. Aber oft trifft man ihn nicht an. Dann ist er irgendwo im Werk, wo gerade eine wichtige Entscheidung zu fällen ist, wo Arbeiter und Techniker eine neue Aufgabe beraten, wo neue Arbeitsmethoden diskutiert werden, wo sich neue sozialistische Gemeinschaften bilden. Überall dort ist er dabei.

Der Werkleiter von Böhlen ist ein Arbeiter. In seiner Jugend hatte er den Wunsch, Förster zu werden, weil er den Wald liebt und die Tiere. Aber er konnte kein Förster wer-

den, weil dieser Beruf für Kinder von Arbeitern unerreichbar blieb. Darum lernte er Tischler. Durch einen Unfall wurde er arbeitslos, und er mußte 1938 noch froh sein, als Chemie-Hilfsarbeiter in Böhlen Arbeit zu finden. Nach diesem Besuch gehen wir noch einmal durch das Werk. Qualm und Rauch stehen über den weiten Anlagen. Man hört das Zischen der Ventile, das Pfeifen der Loks und sieht die endlosen Kolonnen der Tankwagen, in die



durch viele Leitungen ununterbrochen der Kraftstoff fließt, geboren aus Braunkohle, gestapelte Energie aus Jahr-millionen. Wir denken an jene Januartage zurück, in denen dieses Werk zu Eis erstarrt war. So war der schwere Neubeginn: Zerfetzt die technischen Anlagen, alles, was zum Werk gehört, ein Chaos aus verbogenem Stahl und zerborstenem Eisen, ein Trümmerhaufen.

Nachdenklich geht man weiter. Man sieht es den Arbeitern, den Männern und Frauen, denen man begegnet, nicht an, was sie alle in diesen Jahren geleistet haben.

Sie sind bescheiden, sie sprechen nicht gern darüber. Sie machen eine abwehrende Handbewegung. Es ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Und die, die sich damals gelobten, daß Böhlen mehr Benzin liefern wird als je, haben recht behalten. Ihre Produkte reichen heute aus, um jedes dritte Fahrzeug, das in der DDR an einer Tankstelle Kraftstoff nimmt, zu bedienen. In wenigen Jahren wird das Benzin von Böhlen, Leuna und aus allen anderen Werken, die Braunkohle hydrieren, einen Mitbewerber um die Gunst der Verbraucher haben, der dann durch eine 3000 Kilometer lange Rohrleitung aus der Sowjetunion bis in unsere Republik kommt. Darum steht auch in ihren Plänen bei Benzin nicht mehr die mengenmäßige Steigerung im Vordergrund, sondern die Verbesserung der Qualität. Erhöhung der Oktanzahl, so heißt ihre Aufgabe. Auf diesem Gebiet hat Dr. Birthler mit einem Kollektiv von Wissenschaftlern, Technikern und Arbeitern Hervorragendes geleistet. Es gelang ihnen, die Oktanzahl des aus Braunkohlenschwelteer und Ölen hergestellten Benzins bis auf 72 zu steigern. Dazu mußten vor allem Hunderte von Versuchen mit Katalysatoren durchgeführt werden.

## Zaubermittel Phenol

Das Werk in Böhlen ist eine moderne Goldgrube. Das begreift der Besucher, wenn er hört, daß hier 42 verschiedene Produkte entstehen, die zum größten Teil den schmierigen, übelriechenden Braunkohlenschwelteer zum Vater haben. Da uns bald durch die Hilfe der Sowjetunion auch Benzin aus Erdöl in reicher Menge zur Verfügung stehen wird, gewinnen diese vielen anderen Produkte, besonders Schwefel, Paraffin und Phenol, immer größere Bedeutung.

Das alte Schwefelwerk hatte der Krieg zerstört. Doch damit nicht genug. Als sich Direktor von Felbert nach dem Einzug der Sowjetarmee in das „Paradies“ der IG-Farben absetzte, nahm er alle technischen Unterlagen mit. Er sagte sich: „Mögen die Arbeiter auch das Wunder vollbringen und aus diesem Trümmerhaufen wieder ein neues Werk aufbauen, mögen die Kühltürme und die Katalyseöfen wieder stehen, die Schwefelkammern und alles, was dazu gehört – ohne technische Unterlagen bleibt das Werk ein lebloser Körper, ein Gefäß ohne Inhalt.“

Es erwies sich bald, daß auch diese Berechnung eine Fehlspekulation war. Das Böhlener Schwefelwerk arbeitet wieder, und zwar besser als je zuvor. Der für unsere chemische Industrie und vor allem auch für den Export wichtige Schwefel verläßt den Betrieb mit der früher nie erreichten Reinheit von 99,95 Prozent. Das beweist einmal mehr, daß die Wissenschaftler und Arbeiter unter den neuen Bedingungen große Leistungen vollbringen.

Auf den Tafeln, die von den Arbeitsleistungen der Böhlener berichten, finden wir das Bild des Diplom-Chemikers Gondzik. Worin bestehen seine besonderen Verdienste? Er hat in einer sozialistischen Arbeitsgemeinschaft, zu der auch die Ingenieure Mildner, Michel, Strakosch, Obermeister Sydlo und Friedrich und viele andere Kollegen gehören, eine erstaunliche Steigerung der Phenolerzeugung erreicht.

Vielleicht haben Sie schon einmal gelesen, wie wichtig Phenol heute für die chemische Industrie ist. Wenn die Alten einst an den „Stein der Weisen“ glaubten, an eine Substanz, die Unedles in Edles wandelt, so ist man heute versucht, dem Phenol diese Kraft zuzutrauen. Was „zaubert“ der Chemiker nicht alles aus diesem einen Ausgangsprodukt: Kaprolaktam, Salizylsäure, Novolake, Phenolplaste, Kunstleime, synthetische Gerbstoffe. Ihm verdanken wir also das duftige Kleid aus Dederon, das schmerzstillende Mittel aus Salizylsäure, den spiegelnden Glanz unserer Möbel und den Lack der Autos, die Geschmeidigkeit des Leders und noch vieles andere mehr.

Die „Alchimisten“, die hier diesen „Stein der Weisen“ schaffen, sind ein paar gewichtige Herren in weißen Mänteln oder grauen Schutzanzügen; sie haben so gar nichts Geheimnisvolles von ihren historischen Vorgängern an sich. Sie sind nüchterne Rechner, die beharrlich und zielstrebig ihre Aufgaben lösen. Noch immer werden viele tausend Tonnen Phenol aus dem Ausland eingeführt, und für jede Tonne müssen 390 Dollar an Devisen ausgegeben werden. Das ließ diesen Männern keine Ruhe. Sie sagten sich: Auch in unseren Rohstoffen gibt es Phenole, die oft genug noch buchstäblich ins Wasser fallen. Sie verpesteten die Flüsse und bringen statt Nutzen nur Ärger. Durch tägliche Analysen stellten sie fest, daß in den Mittelölen, die ein Zwischenprodukt bei der Benzingewinnung sind, wertvolle Phenole (Karbolsäure) in so reicher Menge vorhanden sind, daß es sich lohnt, sie herauszuziehen.

Aber andere Wissenschaftler äußerten Bedenken. „Nehmen wir den Mittelölen die Phenole, dann geht die Oktanzahl des Benzins zurück“, sagten die einen. Die anderen meinten: „Eine solche Anlage würde mindestens eine Million kosten, dafür haben wir keine Mittel.“ „Lassen wir es darauf ankommen; versuchen wir herauszufinden, wer recht hat“, antworteten die Mitglieder der sozialistischen Arbeitsgemeinschaft und gingen an die Arbeit. Statt einer Million für die Anlage verbrauchten sie 25000 Mark. Und der Erfolg? 5000 Tonnen hochwertiges Phenol können im Jahr gewonnen werden.

Haben Sie inzwischen schon ausgerechnet, wieviel Dollars unser Staat dafür hätte bezahlen müssen? Ja, eine Million und 750000 Dollar in einem Jahr! Im nächsten Jahr wird die eingesparte Summe noch größer werden, weil die Männer dieser Gemeinschaft nicht die Hände in den Schoß legten, sondern weiterarbeiteten.

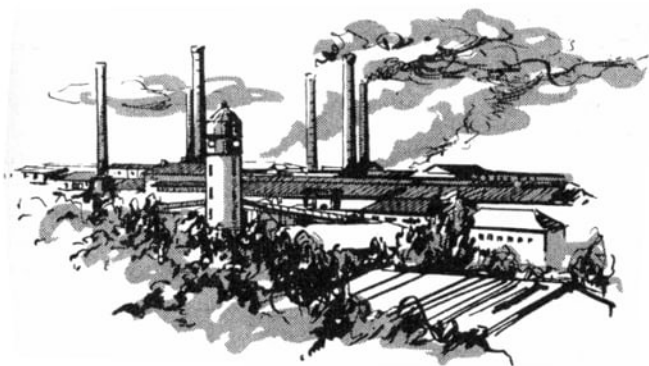
Machten wir uns die Mühe, zu errechnen, was aus diesen 5000 Tonnen Phenol alles gezaubert wird, so kämen wir zu phantastischen Zahlen. Phenol ist nur Ausgangsprodukt; die daraus gewonnenen Erzeugnisse liegen im Wert zehn- oder gar zwanzigfach höher. Überlegen wir uns

außerdem, was für eine Million und 750000 Dollar an anderen wichtigen Gütern auf dem Weltmarkt gekauft werden kann!

Wir verabschieden uns von Böhlen und seinen fleißigen Menschen; auf dem Heimweg betrachten wir an der Werkstraße die Tafeln mit den Porträts beispielgebender Werk-tätiger: „So machen es unsere Besten.“

## Die Seidenraupen von Premnitz

Im Bezirk Potsdam, südlich von Rathenow, liegt der größte Kunstseidenproduzent Europas: VEB Chemiefaserwerk „Friedrich Engels“. Mit seinen rund 7000 Beschäftigten



zählt es zu den Großbetrieben der chemischen Industrie. Sein Produktionsprogramm umfaßt Viskose-Kunstseide und Viskose-Kurzfaser, synthetische Fasern, wie Premnitz DEDERON (eine Polyamidfaser), Premnitz PRELANA (eine

Acrylfaser), Lanon (eine Polyesterfaser) und die Herstellung anderer chemischer Produkte (Schwefelsäure, Schwefelkohlenstoff, Bleitetraäthyl-Fluid, Aktivkohle). Wir wollen uns jetzt nicht den Kopf darüber zerbrechen, was die Erzeugnisse für uns und unser Leben bedeuten. Wir werden mit den Menschen im Werk sprechen, um mehr darüber zu erfahren.

250 Einwohner lebten 1914 in der kleinen Gemeinde, als einige Beauftragte der „Vereinigten Pulverfabriken Köln-Rottweil“ auf der Suche nach einem brauchbaren und sicheren Platz für ein Zweigwerk in Premnitz auftauchten. Der Ort schien geeignet. Er lag im Wald, abseits von den großen Verkehrsstraßen. Auch Wasser war durch die Havel genügend vorhanden. Der Acker war schlecht und darum billig. Das Leben der Bauern war schwer.

Die „Vereinigten Pulverfabriken“ hatten Premnitz zur Produktion von Nitro-Zellulose und Schießbaumwolle ausersehen. „Si vis pacem, para bellum“ – hieß der Wahlspruch der Herren von Rottweil. „Wer den Frieden will, muß den Krieg vorbereiten“. Der Krieg war ihr Geschäft; da die Geschäfte blühten, wuchs das Werk und breitete sich aus.

Nach dem Kriege hatte niemand für Schießbaumwolle Verwendung. In Rottweil kam man auf den Gedanken, daß sich Zellstoff nicht nur zur Herstellung von Sprengstoffen eignet, sondern auch für die Kleidung der Menschen.

Um die Jahrhundertwende war es der Chemie gelungen, Kunstseide herzustellen. Während des Krieges hatten die Forscher die ersten Versuche angestellt, um eine neue Textilfaser aus Zellstoff zu schaffen. Die Versuche waren noch nicht voll zufriedenstellend verlaufen. War das aber ein Grund, den Kopf hängen zu lassen? Als der erste Rübenzucker auf den Markt kam, meinten die Menschen auch, daß er sich in seiner Qualität mit dem Rohrzucker nicht messen könne. Und später? Die Chemiker in Premnitz hatten Erfahrungen mit Zellstoff: Sie hatten ihn durch die Behandlung mit Salpeter- und Schwefelsäure in Nitro-

zellulose verwandelt. Jetzt hieß es, von der Kunstseide auf eine wollähnliche Faser überzugehen. 1920 war es so weit. Die Geburtsstunde der für die Entwicklung der Textilindustrie so wichtigen Zellwolle hatte geschlagen. Der Geburtsort war Premnitz; das Kind bekam den Namen „Vistrafaser“.

Mit der Inflation brach die Krise auch über Premnitz herein. Der Absatz ging zurück, die Produktion stockte. Die „Vereinigten Pulverfabriken“ hatten einst Kopfprämien für jeden Arbeiter gezahlt, der aus dem Harz oder aus einer anderen Gegend hierher an die Havel kam. Jetzt gaben sie „Zehrgeld“, wenn die überzähligen Menschen wieder davonzogen.

Den Schwachen fressen die Wölfe. 1926 hatte das Werk in Premnitz „hohen Besuch“. Geheimrat Bosch vom IG-Farben-Konzern erschien mit einem ganzen Stab von Experten, um die Anlagen zu besichtigen. Sein zufriedenes Gesicht, das er auf dem Rundgang zur Schau trug, zeigte, daß er eine gute Beute witterte. Premnitz wurde noch im gleichen Jahr ein Teil der IG-Farben.

Wie viele Industrien hatte Premnitz dem ersten Weltkrieg gedient. Nun wurde es dazu ausersehen, auch den zweiten Weltkrieg mit vorzubereiten.

Bosch kannte die Pläne der Nazistrategen. Der faschistische Staat sollte wirtschaftlich unabhängig gemacht werden. Auf dem Programm standen nicht nur synthetischer Kautschuk und synthetischer Treibstoff, sondern auch die Zellwolle, die einen wichtigen Bestandteil der Textilien darstellte. Eine Armee braucht nicht nur Waffen und Fahrzeuge, sie braucht auch Uniformen. 65000 kg Vistrastapelfaser „ernteten“ die Herren der IG-Farben 1938 hier an jedem Tag.

## Wolle aus Blut

Als Hitler die faschistischen Heere formiert hatte, als die Kraftwagen der „Wehrmacht“ auf synthetischem Gummi liefen, ihre Motoren Leuna-Benzin und Benzin aus Böhlen im Tank hatten, als die Soldaten mit Uniformen aus Premnitz und anderen Werken eingekleidet waren, fielen die Faschisten wie Wölfe über die Länder Europas her. Das deutsche Monopolkapital, auch die Herren der Chemie, folgten ihnen auf dem Fuße. Sie raubten Fabriken und bemächtigten sich der Menschen. Sie füllten die Lücken auf, die der Krieg in die Belegschaften ihrer Betriebe riß. Hier nach Premnitz wurden Arbeiter aus 21 Ländern verschleppt.

Kollege Belka verwaltet das Archiv in Premnitz. Er zeigte uns aufschlußreiche Dokumente, die er aus einem brennenden Bunker gerettet hatte. Unter den Konzernakten befand sich ein Blatt in Maschinenschrift, auf dem die Kriegsrationen der Arbeiter festgelegt waren. Meist waren es Kriegsgefangene, die für die Aktionäre der IG-Farben und deren Milliarden Gewinne schufteten. Wieviel Nahrungsmittel erhielten sie damals?

Die folgenden Zahlen bezeichnen die monatlichen Rationen.

---

Artikel	Kriegsgefangene	Russen
Margarine	824 g	520 g
Käse	125 g	nichts
Nährmittel	300 g	600 g
Teigwaren	175 g	nichts
Kartoffelmehl	125 g	nichts
Marmelade	700 g	nichts
Zucker	700 g	nichts
Roggenmehl (für Brot)	6750 g	7800 g
Fleisch (Pferdefleisch)	1400 g	1000 g

Mit 18 g Margarine, mit 30 g Pferdefleisch und drei Scheiben Brot haben die sowjetischen Kriegsgefangenen und die Angehörigen anderer Nationen, denen es nur etwas besser ging, in 12stündiger Arbeitszeit geschuftet, bis sie zusammenbrachen. Im Halbdunkel der Spinnsäle – die Oberlichtfenster waren aus Gründen des Luftschutzes mit Teer gestrichen –, in feuchter Hitze, im Dunst der säurehaltigen Spinnbäder quälten sie sich Tag für Tag, stets vom Knüppel des Antreibers Borchert bedroht.

So entstand die Zellwolle für die Uniformen der faschistischen Armee nicht aus Viskose, sondern aus Blut.

Die Premnitzer Arbeiter errichteten den Opfern jener barbarischen Epoche einen Gedenkstein.

## Ein echtes Premnitzer Kind

Dann begann die neue Zeit. Sie begann in Premnitz wie überall mit Sorgen und Mühen, mit Verzweiflung und den ersten Erfolgen. Die IG-Farben hatte ein Chaos hinterlassen. So war das neue Leben zuerst nur eine Hoffnung. Viele zweifelten, und manche versuchten sogar, das Neue aufzuhalten.

Ein Meister aus der Konzernzeit und ein Chemiker oder Ingenieur spionierten unter der Maske von Biedermännern für ihre ehemaligen Brotherren, verrieten alles, was im Werke vor sich ging, an ihre westlichen Auftraggeber. Aber sie wurden bald entlarvt. Die Arbeiter von Premnitz wollten nicht mehr für den Krieg produzieren. Ihre Erzeugnisse sollten ein friedliches Leben gestalten helfen.

Wir sind nun hier, um von der heutigen Zeit zu hören. Als wir eine Arbeiterin fragen, was in Premnitz vor allem sehenswert sei, erwiderte sie: „Sind Sie schon mit den vier Geschwistern bekannt gemacht worden?“

„Vier Geschwister? Nein, die kennen wir noch nicht. Wo kann man sie finden?“

„Überall im Werk, in jeder Halle, in jedem Labor. Denn alles dreht sich um sie. Kunstseide, Dederon, Lanon und Prelana lauten ihre Namen.“

„Sind das alles Kinder unserer Zeit?“

„Nicht alle. Aber das werden Sie bald herausfinden. Sie brauchen sich nur die Gebäude anzusehen.“

Sie hatte uns den richtigen Tip gegeben. Wir erfuhren, daß für Lanon und Prelana neue Werke gebaut werden.

Mit Prelana wollen wir uns etwas eingehender beschäftigen, denn Prelana wurde in Premnitz entwickelt.

Die bunten und schmiegsamen Prelana-Erzeugnisse, die bisher auf dem Markt erschienen, stammen aus der Produktion der Versuchsanlage. Erheblich größere Mengen werden künftig das neue Prelana-Werk verlassen. Bereits 1961 sollen 2300 t erzeugt werden, 1963 werden es 2500 t sein. 1965, am Ende unseres Siebenjahrplanes, wird das Werk die volle Leistungsfähigkeit erreicht haben. Auf 6500 t wird sich die Produktionsquote dann belaufen. Aus einer Tonne Prelanafasern können 2000 wollige, weiche Pullover oder 3000 Meter Plüschstoff hergestellt werden. Dieser Plüschstoff heißt in der Fachsprache Chemie-Biber. Aus ihm werden die bei unseren Frauen beliebten „Teddymäntel“ geschneidert.

Prelana ist Wolle, die nicht auf den Rücken von Schafen wuchs, sondern in den Retorten der Chemie, geboren aus einer chemischen Verbindung, die der Chemiker als Polyacrylnitril bezeichnet. Dieses Polyacrylnitril hat seine Quellen in dem natürlichen Reichtum unserer Heimat; es entsteht aus Koh., Kalk und Elektroenergie (aus Azetylen und Blausäure).

Wir wissen, daß die moderne Wissenschaft nicht auf Erzeugnisse des Zufalls wartet, sondern daß sie ihren Schöpfungen ganz bestimmte Aufgaben stellt. Die Premnitzer Zauberkünstler dürfen mit ihrem Kind vollauf zufrieden sein, denn Prelana kann mit gutem Erfolg der „echten“ Wolle Konkurrenz machen. Sie hält wärmer, ist luftdurch-

lässiger und formbeständig, sie trocknet schnell. Die Moten können ihr nichts anhaben, ihre brillanten Farben sind lichtecht.

Unermüdlich arbeitet das Forschungskollektiv „Prelana“ an der weiteren Verbesserung ihres „Kindes“. Dr. Steinert, Meister Endrikat, Brigadier Stolle, Färbermeister Huxol, Chemie-Ingenieur Tretner und viele andere wissen das.

Unter Leitung von Dr. Steinert ist außerdem eine Arbeitsgemeinschaft dabei, zu prüfen, ob sich die geplante Tonnenzahl nicht steigern läßt. Es sollen statt sieben Tonnen täglicher Ausbeute möglichst acht oder mehr Tonnen werden. Das Ziel ihrer Arbeit besteht, anders ausgedrückt, darin, unseren Frauen jeden Tag 3000 Pullover oder 4500 Meter Chemie-Biber zu schenken.

Wie wollen sie das erreichen? Viele Möglichkeiten werden geprüft. Vielleicht kann man die Zahl der Düsenlöcher erhöhen; je mehr Fäden ins Spinnbad fließen, um so mehr Wolle entsteht. Eine einfache Rechnung. In der Praxis ist das aber gar nicht so einfach. Es besteht die Gefahr, daß die Fäden miteinander verkleben. Wie man das vermeiden kann, darüber zerbrechen sie sich den Kopf. Auch die Abzugsgeschwindigkeit ließe sich erhöhen, und vieles andere wäre noch möglich. Oftmals ist die Lösung wirklich einfach, aber immer muß erst der richtige Gedanke gefunden werden.

Wie in allen chemischen Werken unserer Republik, wie in allen Werken unseres Staates überhaupt, haben die arbeitenden Menschen auch hier besondere Wege gefunden.

So verschieden diese Wege auch sein mögen, in der Richtung bleiben sie sich gleich; sie heißt: Kraft der sozialistischen Gemeinschaft. Es ist der Weg vom „Ich“ zum „Wir“. Gegenseitige Hilfe, größeres Wissen, neue Erkenntnisse und Freundschaft der Menschen untereinander, so lauten die Rezepte, die den Erfolg garantieren.

Wer in Premnitz durch die Werkstraßen geht, in den Werkhallen an einer Maschine verweilt, dort, wo die honigfarbene Viskose aus den Bohrungen der Gold- und Pla-

tindüsen ins Spinnbad schießt, oder an den Streckwalzen zuschaut, wie die elastischen, gummigleichen Fadenschlangen um 25 bis 30 Prozent gedehnt werden, überall, auf Schritt und Tritt, wird er diesen Weg erkennen. Man erlebt nicht nur das Werden der vier Premnitzer Geschwister, sondern auch das Wachsen einer neuen Gemeinschaft.

## Hannelore Sorge und ihre Brigade

Wenn die Räder eingelaufen sind, wenn die Brigade zu einer verschworenen Gemeinschaft wurde, in der einer für den anderen einsteht, dann wird sie zu einer alles bewegenden Kraft. Heute ist es den Brigademitgliedern zuweilen schwer vorstellbar, daß es einmal anders gewesen sein soll.

Es gibt in Premnitz keinen besseren Beweis dafür als die Brigade der Hannelore Sorge. Hannelore ist durchaus kein Sorgenkind. Sie hat den Mund auf dem rechten Fleck, flinke Hände, einen raschen Geist und ein gutes Herz. Trotzdem dauerte es fünf Jahre, ehe sie von ihren Fähigkeiten den richtigen Gebrauch machen lernte. Eines Tages stand sie im Büro der FDJ und sagte: „Ich will mitmachen bei euch.“

„Gut, Hannelore“, antwortete der Sekretär, „es gibt viel Arbeit, du könntest uns wirklich helfen.“

„Was ist das für Arbeit?“

„In der Spinnerei II gibt es noch immer keine Jugendbrigade. Ich glaube, du könntest das machen. Es wird nicht leicht sein.“

„Laßt nur, ich will es versuchen“, sagte sie und ging. Am 10. Juni 1958 fand sie sich mit zehn jungen Kolleginnen der Spinnerei II zu einer Brigade zusammen. Sie gaben ihr den Namen „V. Parteitag“. Trotz dieses verpflichtenden

Namens war es ein zaghafter Anfang. Trotz besten Willens waren alte Gewohnheiten, wie Bummellei, Ungenauigkeit und vieles andere nicht im Handumdrehen aus der Welt zu schaffen. Aber die Kinderkrankheiten wurden überwunden. Die Pläne wurden erfüllt, und in der Lohntüte lag mehr Geld als früher. Die Brigade wuchs. Sie bestand schließlich aus 22 jungen Arbeiterinnen.



Eines Tages, im Januar 1959, sagte Hannelore: „Wir sind jetzt wirklich ein Brigade. Aber sagt mal selber: Wo könnten wir heute schon sein, wenn wir nicht nur unsere Arbeit, sondern auch unser Wissen planmäßig gefördert hätten? Wenn wir uns nicht nur bei unserer Arbeit, sondern auch beim Lernen gegenseitig helfen würden?“ Und dann erzählte Hannelore Sorge den jungen Arbeiterinnen noch von jener Brigade auf dem Moskauer

Verschiebepbahnhof der Strecke Moskau-Kasan, die sich zuerst vorgenommen hatte, eine Brigade der kommunistischen Arbeit zu werden. Es war derselbe Platz, wo nach der siegreichen Großen Sozialistischen Oktoberrevolution die Menschen in einem freiwilligen Arbeitseinsatz die Initiative zu neuem Handeln ergriffen, jene Initiative, die Lenin für die Entwicklung der Gesellschaft so hoch einschätzte. Sie erzählte ihnen noch von den Kumpels in Bitterfeld, von der Brigade „Nikolai Mamai“.

Als die Bitterfelder Arbeiter daran gingen, sozialistisch zu arbeiten, standen sie vor der Aufgabe, je Tag und Ofen 228,8 kg Aluminium zu produzieren. Geschafft haben sie aber 237 kg, und sie sparten dabei noch an Elektroenergie und Elektrodenkohle; sie sparten gemeinsam 58000 DM in einem Quartal.

Und so nahm auch die Brigade „V. Parteitag“ von der Spinnerei II ihren Kampf um den Titel „Sozialistische Brigade“ auf.

22 junge Mädchen, die früher alle nebeneinander hergelebt hatten, die hinter dem Werktor mit einem kleinen Seufzer erleichtert sagten: „Gott sei Dank, wieder eine Schicht vorbei!“ hatten sich für die neue Art, miteinander zu arbeiten, zu lernen und zu leben, entschieden.

Jetzt fühlten sie plötzlich, daß ihre Arbeit einen ganz anderen Sinn bekommen hatte. Alles ging ihnen leichter von der Hand. Nichts wurde mehr ohne Überlegung getan, alles wurde aufeinander abgestimmt. Auch mit dem Lernen kamen sie zurecht. Das war eigentlich am schwierigsten gewesen. Auf diesem Gebiet hatte der Krieg ein Erbe hinterlassen, das es ihnen schwer machte, voranzukommen. Doch schließlich schafften sie auch das mit der Hilfe aller. Sie kannten nun nicht mehr nur den Handgriff, den sie zu verrichten hatten; sie verstanden die technischen und chemischen Zusammenhänge, und sie begriffen darüber hinaus, warum alles so sein mußte, warum es in dieser Zeit von entscheidender Wichtigkeit war, so zu arbeiten, so zu lernen und so zu leben wie sie.

Das Leben war für die 22 jungen Mädchen im wahrsten Sinne des Wortes schöner geworden. Es war nicht mehr in zwei Teile gespalten: hier Arbeit – dort Freizeit. Beides war harmonisch miteinander verknüpft, und dabei hatte beides gewonnen. Nicht, daß sie nun ihr Eigenleben aufgaben. Im Gegenteil. Aber sie waren Freundinnen geworden. Sie halfen sich, und alles ging leichter. Sie waren eine verschworene Gemeinschaft geworden.

Noch nicht überall im Werk hatten Arbeiterinnen und Arbeiter so viel erreicht. In der Spinnerei I wollte es zum Beispiel gar nicht so recht klappen. Es gab wohl eine Brigade, aber in Wirklichkeit bestand sie nur dem Namen nach. In der Planerfüllung hinkten sie hinterher, und ständig gab es Reibereien und Schwierigkeiten. Einige aus der Brigade „V. Parteitag“ sahen ein wenig von oben herab auf die Kolleginnen von der Spinnerei I und fühlten sich geborgen in ihrem Kollektiv. Hannelore Sorge war Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands geworden. Zwei junge Kolleginnen aus ihrer Brigade waren ihr gefolgt. Dann kamen noch vier dazu, und schließlich hatten sich noch mehr entschlossen, diesen entscheidenden Schritt zu tun. Weshalb sollten sie noch abseits stehen. Warum sollten sie sich nicht offen zu dem bekennen, was schon lange Richtschnur ihres Lebens geworden war?

## **Bekannschaft in Wyschny Wolotschok**

Das Leben in der Zeit stürmischer Entwicklung ist kein ewiges Einerlei, kein Webstuhl, durch dessen Kette unzerreißbare Fäden schießen. Es stellt immer neue Probleme, und immer müssen sie auf andere Art und Weise gelöst werden.

Im September 1959, als sie wieder einmal alle beieinandersaßen und ihre kommenden Aufgaben besprachen, sagte Hannelore: „Kinder, ich muß euch verlassen.“

Sie bekamen vor Schreck den Mund nicht zu.

„Ihr denkt, ich mache Spaß“, fuhr Hannelore fort, „aber es ist nicht so. Ihr wißt doch, daß ich im Sommer in der Sowjetunion gewesen bin. Dort bin ich nicht nur von Werk zu Werk gelaufen, von einer Ausstellung zur anderen. Ihr kennt mich und könnt euch denken, daß mich mehr als die Maschinen die Menschen interessiert haben. So habe ich auch die junge Komsomolzin Walentina Gaganowa kennengelernt. Wißt ihr, was sie getan hat?“

Die Mädchen schüttelten die Köpfe.

„Walentina arbeitet im Baumwollkombinat Wyschny Wolotschok. Auch dort gab es gute und schlechte Brigaden, genau wie bei uns. Aber Walentina stellte sich die Frage: Wie kommen wir weiter, wenn das so bleibt? Schließlich werden nur immer die einen gelobt und die anderen als schlechtes Beispiel hingestellt. Wer gewinnt etwas dabei? Sie überlegte weiter: Gibt es denn wirklich in der einen Brigade nur schlechte Menschen und in der anderen nur gute? Nein, so ist das nicht. Waren wir denn selber am Anfang schon so, wie wir heute sind? Was fehlt den schlechten Brigaden? Vor allem Erfahrungen in der Organisation, Erfahrungen in der Überwindung von Hindernissen und Kenntnisse in der Menschenbehandlung. Alles das, was auch uns bei unserem Beginn fehlte. Wie dankbar wären wir gewesen, wenn uns damals ein erfahrener Mensch geholfen hätte.

Das waren die Gedanken jener Komsomolzin. Sie hat mir alles erzählt. Seit dieser Bekanntschaft im Juli sehe ich ebenfalls manches bei uns mit anderen Augen und trage mich mit dem Gedanken, den gleichen Schritt zu tun, den Walentina Gaganowa gegangen ist. Ich will euch verlassen, um in einer sogenannten schlechten Brigade zu arbeiten.“

Diese Rede war wie ein Stich ins Wespennest. Alle alten Argumente kamen wieder zum Vorschein. „Du wirst auf

Granit beißen! Du bist ja schön dumm, einen guten Verdienst mit einem schlechten zu vertauschen. Du hast doch ein Kind, denk doch auch daran! Jetzt geht alles wie am Schnürchen, und dort? Da kommst du ja überhaupt nicht mehr nach Hause!" Und vieles andere noch. „Brigadebeschluß: Hannelore, du bleibst!"

Wieder war es wie damals, als sie die Mädchen für den Kampf um den Titel „Sozialistische Brigade" gewann. Sie mußte Einwand für Einwand widerlegen. Sie sagte ihnen, daß sie gute Zähne hätte und darum auch keine Angst vor den Nüssen, die zu knacken seien.

„Wegen der 100 oder 200 Mark, die ich vielleicht weniger im Monat habe, werde ich nicht verhungern. Außerdem wird der Verdienst wahrscheinlich doch nur auf kurze Zeit geringer sein. Ich bin sicher, bald wird die Brigade in der Spinnerei I genauso dastehen wie wir. Wer hat dann gewonnen? Wir alle, nicht wahr?"

Eine gute Woche dauerten diese Auseinandersetzungen. Es gab Brigademitglieder, die in den ersten Tagen an Hannelore vorbeigingen, als wäre sie Luft für sie. Es sah ganz danach aus, als wenn in Zukunft nicht nur die Brigade in der Spinnerei I schlecht arbeiten würde. Es war eine Spannung eingetreten, die manchem Sorge machte, nur Hannelore nicht. Sie freute sich darüber; denn an dem Widerstand, den die Freundinnen ihrem Plan entgegensetzten, erkannte sie, wie fest die Bindung hielt, die sie zusammen geknüpft hatten. Ihre Gemeinschaft stand wirklich nicht nur auf dem Papier.

Was es noch zu überwinden galt, waren die Reste einiger alter Vorstellungen und ein wenig Eigenliebe. Damit wollte sie schon fertig werden.

Hannelore Sorge ging in die Brigade der Spinnerei I.

## Souveräner als die Souveräne

Sie wurde dort nicht mit offenen Armen empfangen. Es gab da nur sieben junge Leute, die Mitglieder der FDJ waren. Jeder arbeitete für sich. Die Meister übten ihre Herrschaft aus fast wie zu den Zeiten der IG. Sie stammten ja auch noch aus dieser Epoche. Keiner kannte seine Aufgabe im Plan. Es gab keine richtige Qualitätskontrolle. Was Hannelore als größtes Hindernis zur Überwindung dieser Dinge erkannte, sagte sie ihnen ganz offen heraus: „Wie soll es bei euch vorwärtsgehen? Hier rennt ja ein Meister den anderen um, ein Brigadier steht dem anderen im Wege.“

Die Meister hätten Hannelore am liebsten zur Tür hinaus befördert. Aber sie gab nicht auf. Sie war schon mit anderen Sachen fertig geworden. Wenn sie etwas auf dem Herzen hatte und vom Meister kurz abgefertigt worden war, wartete sie eine halbe Stunde und kam noch einmal. Auch wenn er noch so sehr schimpfte, sie hatte keine Angst. Sie stand nicht allein. Sie wußte stets im richtigen Augenblick die richtige Antwort zu finden.

Aber Hannelore kam mit den Erfahrungen aus ihrer Brigade. Sie bekämpfte nicht nur das Alte, sie verstand auch, Neues aufzubauen und zu zeigen, wie es besser und leichter geht. Als sich die ersten Erfolge einstellten, glätteten sich allmählich die Wogen. Und wo Widerstände zu beseitigen waren, die Hannelore nicht allein überwinden konnte, half die Partei.

Die sieben Jugendfreunde schlossen sich zuerst Hannelore an; bald kamen andere, und schließlich waren es siebzehn. Aus einer Brigade ohne Zusammenhalt, ohne Elan, ohne Gemeinschaftsgeist wurde allmählich ein festes Gefüge, wuchs auch hier eine Gemeinschaft sozialistischer Menschen.

Es gibt schon Hunderte solcher Beispiele und unzählige Beweise dafür, daß im Prozeß der Wandlung beim Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaft auch der sozialistische Mensch geboren wird.



Sieht er anders aus als früher? Ist er ein Asket der Arbeit? Nein, er ist fröhlich, einfach und glücklich. Aber er ist souveräner als alle Souveräne vergangener Zeiten, denn er herrscht nicht über ein paar tausend Seelen; sein Reich endet nicht nach ein paar Meilen an einem Schlagbaum. Sein Reich ist unendlich. Es ist die Gemeinschaft aller friedliebenden und fortschrittlichen Menschen. Er herrscht über das Leben und die Zukunft.

Die Tat der Hannelore Sorge, die nur das Ganze, das Ziel aller im Auge hatte, machte Schule. Auch hier in Premnitz. „Prelana“ ist die Zukunft des Werkes, und die Vorbereitungen für die Großproduktion erschöpfen sich nicht nur im Aufbau technischer Anlagen, neuer Werksgebäude und neuer Herstellungsverfahren. Zu den Vorbereitungen gehört vor allem auch die Ausbildung neuer Menschen. Sie werden bereits in der Versuchsanlage ausgebildet. Die Anlaufschwierigkeiten sollen möglichst auf ein Minimum beschränkt sein. Deshalb hat der leitende Ingenieur der Dederonherstellung, Erhard Seidler, dem Beispiel Hannelore Sorges folgend, den gleichen Schritt getan. Er hat die Routine eines eingelaufenen Betriebes gegen die Schwierigkeiten einer neuen Produktion vertauscht.

## Gemeinschaft ohne Grenzen

Das Reich dieser neuen Menschen ist groß; es ist die Gemeinschaft aller, die an der sozialistischen Zukunft bauen. Auch diese Wahrheit kann in Premnitz bewiesen werden. Es kann passieren, daß in der Mittagspause, auf dem Wege zum neuen Speisehaus des Kunstseidenwerkes plötzlich fremde Laute ertönen. Man wendet sich um und schaut in die lachenden Gesichter junger Menschen, deren Heimat viele tausend Kilometer von hier entfernt liegt. Es

sind Lehrlinge aus Vietnam. Wie sie selber zufrieden sagen, aus ganz Vietnam, auch aus dem Süden. An ihren Gesichtern erkennt man, daß sie sich hier wohlfühlen. Aus ihren Worten entnimmt man, daß sie stolz sind, von ihrem Staat auserwählt zu sein, hier zu lernen.

Einen Augenblick steigt vor unserem geistigen Auge eine Vision auf. Nicht zum erstenmal arbeiten Ausländer hier im Werk. Aber die Bilder gleichen sich nicht. Wie hat sich alles verändert. Diese jungen Menschen, 16 Jahre zählen sie meist, Jungen und Mädchen, kamen aus ihrem fernen Land, um zu lernen. Heute hat ihre Heimat noch keine Fabriken, in denen Kunstseide, Dederon oder andere Chemiefasern hergestellt werden. Aber es wird sie in nicht allzu langer Zukunft dort geben. Darauf bereiten sich diese jungen Menschen vor. Sie lernen im Werk wie ihre deutschen Freunde, werden Facharbeiter. Viele besuchen später noch die Hochschule in Dresden, Leipzig oder Halle. Reich an Wissen und Fähigkeiten kehren sie dann in ihre ferne Heimat zurück.

Bui Van Cu freut sich schon heute auf den Tag, an dem er wieder nach Hause fährt. Ein paar Jahre werden noch vergehen, aber kein Tag wird ungenützt bleiben. Er wird älter sein, und sein Wissen wird sich bereichert haben. In seinem Heimatland wird sich vieles wandeln. Dann wird er zur rechten Zeit kommen, um die neuen Werke und Fabriken, die inzwischen entstanden sind, mit Leben zu erfüllen.

Die Gemeinschaft dieser Menschen kennt keine Grenzen; Ingenieure und Arbeiter aus Premnitz sind in China, um dort im klassischen Land der „echten“ Seide ein großes Werk zu errichten, in dem dem Seidenspinner auf eine gute und erfolgreiche Weise Konkurrenz erwächst.

Wir haben oft genug erlebt, wie die alten Herren der Chemie ihre Konkurrenzkämpfe führten, und auch erfahren, wer dabei die Zeche zu zahlen hatte: Die einfachen Menschen opferten Gesundheit und Leben. Diese Menschen hier führen ihren „Konkurrenzkampf“ mit den Kräften der Natur und gewinnen Reichtum für alle. Dabei

entwickeln sie Kräfte, die die Monopolisten niemals in ihre Berechnungen einkalkulieren konnten. Sie versuchen heute, darüber zu lächeln, aber nur weil es ihnen wie dem Fuchs mit den Trauben ergeht.

## **Eine Familie mit Zukunft**

Der Mensch hat die natürlichen Rohstoffe Holz, Eisen, Buntmetalle, Wolle, Baumwolle, Tierhäute und viele andere allmählich zu verwenden gelernt. Er hat sie bearbeitet und verarbeitet, hat sie geschmolzen, geschmiedet, gemischt, gewebt und gegerbt. Aber, im Grunde genommen, hat er doch nur das Vorhandene in eine brauchbare und zweckmäßige Form gebracht.

Die Chemie aber hat mehr als das getan.

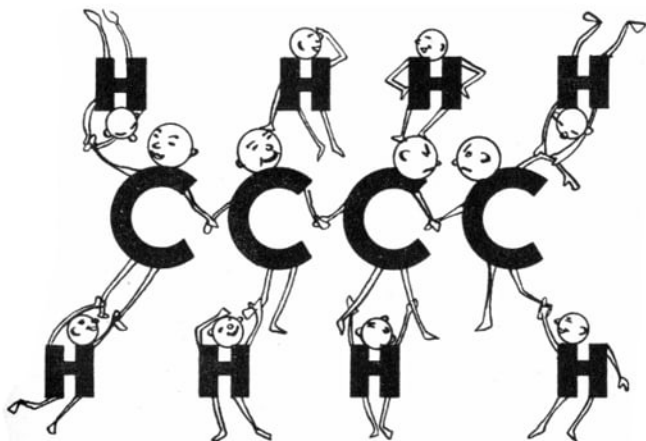
Der Chemiker gibt sich im Gegensatz zum Alchimisten nicht mit Spekulationen zufrieden. Er erwartet auch keine Wunder. Dennoch ist ein Wunder, was er alles schafft.

Wie jeder ernsthafte Wissenschaftler spürt er die Geheimnisse der Natur auf. So entdeckte er, daß unsere stoffliche Welt wie ein Haus in einer bestimmten Ordnung aus lauter Bausteinen zusammengesetzt ist: aus Molekülen.

Immer haben die Moleküle für einen bestimmten Stoff eine bestimmte Größe und eine bestimmte Gestalt. Manchmal sind sie klein und manchmal groß. Es gibt sogar wahrhaftige Riesen unter ihnen, wenn man in dieser Welt des Kleinen ein solches Wort gebrauchen darf. Der Chemiker nennt sie Makromoleküle. Die Natur hat sie uns in einigen uns wohlbekannten Stoffen beschert, in der Zellulose, im Kautschuk, im Eiweiß und noch in vielen anderen. Ein wahrhafter Riese unter diesen „Polymeren“, wie man auch dazu sagt, ist zum Beispiel das Insulin, von dessen Eigen-

schaften und über dessen Wichtigkeit wir schon hörten. Seine Formel ist – aufgezeichnet – über einen Meter lang.

Mit dieser „Riesenfamilie“ wollen wir uns jetzt einen Augenblick vertraut machen, denn sie ist wirklich ein Teil unserer Zukunft. Lange standen die Wissenschaftler diesen Riesenbabys der Natur ehrfürchtig gegenüber; der Aufbau ihrer Moleküle entschleierte sich ihnen nur zögernd,



und der Wunsch, das Beispiel der Natur nachzuahmen, sie vielleicht noch zu übertreffen, war höchstens ein schöner Gelehrtenraum.

Aber die Chemie vollbringt Wunder, und sie macht Träume zur Wirklichkeit. Die Familiengeschichte der „Riesen“ beginnt mit dem Zelluloid. 1869 ist es von den Gebrütern Hyatt zuerst dargestellt worden. Es eroberte sich die Gunst der Menschen, die zunächst gar nicht wußten, daß mit diesem Produkt die chemische Wissenschaft ein ganz neues Tor ihrer Möglichkeiten aufschloß. Es erschien in der Form von Seifendosen, Schirmgriffen, als elastischer Träger von Filmemulsionen auf dem Markt. In der Welt

des Kindes spielte es als Material für Puppen eine Rolle. Dann kam 20 Jahre später die Vulkanfiber hinzu und ein Jahrzehnt darauf das Bakelit.

Heute ist diese Familie schon so zahlreich geworden, daß es eine lange Liste werden würde, wollte man nur die wichtigsten ihrer Mitglieder aufzählen. Allein die Zahl der Stoffe, die uns das Phenol liefert, ist Legion, und un-aufhörlich pflügen die Chemiker in dem Paradies der Atome Neuland.

## Kautschuk

Schon lange vor der Entdeckung Amerikas haben Azteken und Inkas den Saft des Gummibaumes gekannt und für bestimmte Zwecke genützt. Der französische Gelehrte Charles Marie de la Condamine schrieb darüber 1739 nach einer Brasilienreise: „In der Provinz Esmeralda wächst ein Baum, den die Eingeborenen Hhevé nennen. Ritzt man seine Rinde, so strömt ein weißer, milchartiger Saft aus, der an der Luft langsam dunkel und hart wird. Nahe von Quito schmiert man diesen Saft auf Baumwollstoff und macht ihn so undurchlässig für Wasser. Auch an den Ufern des Amazonenstromes wächst dieser Baum, und dort nennen die Mainasindianer sein Produkt ‚ca-huchu‘: ‚fließendes Holz‘. Sie machen Stiefel daraus, die ihre Füße trocken halten, selbst wenn sie tagelang durch Sümpfe gehen.“

Erst ein halbes Jahrhundert nach der Mitteilung Condamines machten die Europäer mit dem Saft des „*Hevea brasiliensis*“ Bekanntschaft. Sie benützten kleine Gummwürfel zum Entfernen von Bleistiftstrichen auf Papier. Drei Mark zahlten sie für ein winziges Stück.

Nachdem Daimler und Benz ihre Kraftwagen mit Benzin-

antrieb gebaut hatten, als das Fahrrad seinen Siegeszug antrat und Dunlop, Thomson und Michelin die Gummibereifung einführten und damit die „Knochenrüttler“ auf weiche Sohlen stellten, bekam der milchige Saft des Heveabaumes Weltbedeutung. Waren 1840 ganze 400 Tonnen Rohkautschuk auf dem Weltmarkt angeboten worden, so sollte sich das bald ändern. Die „Mangaveros“, die Gummisucher zogen in die Urwälder, Blechkanister auf den Rücken, und suchten Gummi. Rücksichtslos zapften sie die Heveabäume an, bis sie eingingen. Den Gummihunger Europas konnten sie trotzdem nicht befriedigen.



Die Gebrüder Arana, reiche südamerikanische Händler, gründeten mit englischem Geld die „Peruvian Amazon Company“.

Die Jahresproduktion an Kautschuk stieg ins Phantastische. Allein im Putumayogebiet, das die „Company“ beherrschte,

stieg sie auf 350000 Kilogramm im Jahr. Dafür sank die Zahl der Bevölkerung von 50000 auf 8000 in der gleichen Zeit. 42000 Indios starben infolge der rücksichtslosen Ausbeutung. Mit Peitschen trieben die Vertreter der „Company“ Frauen, Männer und Kinder in den fieberversuchten Urwald. Sie sollten den begehrten „Latex“, den Gummisaft, von den Bäumen zapfen. Wer die vorgeschriebene Menge in einer bestimmten Zeit nicht abgab, wurde mit der ledergeflochtenen Peitsche zu Tode geprügelt. Wer aber das „Glück“ hatte, die Gier der Gummimillionäre zu befriedigen, mußte erneut in den Urwald oder eine Last von 50 kg bis zum Hafen tragen. Der Weg dauerte oft tagelang. Vier Millionen Kilogramm lieferte das Putumayo-Gebiet; und für jeden Zentner zahlte ein Indio mit seinem Leben.

Die Geschichte des Kautschuks ist mit Blut geschrieben. Und wenn der reaktionäre englische Politiker Curzon einmal behauptete, daß die Alliierten im ersten Weltkrieg auf einer Woge von Öl zum Siege getragen worden seien, so kann man noch hinzufügen, daß der Kautschuk dabei eine große Rolle gespielt hat.

Benzin und Kautschuk waren also in den Augen der Monopolisten in erster Linie wichtige strategische Rohstoffe. Die IG-Farben setzte sich deshalb auch die Aufgabe, die Gummisynthese in großtechnischem Maße einzuführen.

Die sowjetischen Wissenschaftler hatten auf diesem Gebiet schon entscheidende Erfolge erzielt. Nach statistischen Angaben aus amerikanischen Quellen stellte die UdSSR 1936 schon 29109 Tonnen synthetischen Kautschuks her. Der amerikanische Trust Du Pont Nemours & Co. trat um die gleiche Zeit ebenfalls mit einem synthetischen Kautschuk auf dem Weltmarkte auf, zu dessen Herstellung Wallace Hume Carothers eine gute Vorarbeit geleistet hatte.

In Deutschland war man damals noch immer nicht über Anfangserfolge hinausgekommen. Allerdings hatte schon 1909 Dr. Fritz Hofmann Isopren synthetisch hergestellt. Fünf Jahre zuvor hatte der Chemiker Harries gezeigt, daß

der Naturkautschuk ein polymeres Produkt des Isoprens ist. Man besaß also das Ausgangsprodukt, hatte den Sieg so greifbar nahe in der Tasche und erlebte eine Enttäuschung nach der anderen. Der aus synthetischem Isopren hergestellte Kautschuk war fast unbrauchbar. Ein daraus hergestellter Autoreifen war nach 1500 Kilometern bis auf die Decke abgefahren. Nicht einmal eine ausgedehnte Ferienreise wäre damit möglich gewesen. Dazu kam noch, daß dieser Kautschuk sich nicht lagern ließ.

Es mußte ein anderer Weg beschritten werden. Fieberhaft wurde in den Labors und technischen Versuchsanstalten gearbeitet.

Da entschied man sich für Butadien als Ausgangsprodukt, eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff. Doch wie konnte dieses leicht zu verflüssigende Gas in der notwendigen Menge hergestellt werden?

Kohle und Kalk, im Lichtbogen zusammenschmolzen, ergeben Karbid. Karbid und Wasser werden zu Azetylen. Bei Anwesenheit bestimmter Katalysatoren wird dieses brennbare Gas durch verdünnte Schwefelsäure in Azetaldehyd und schließlich durch verdünnte Natronlauge in Aldol verwandelt. Aldol aber verändert sich unter Druck und Hitze mit Hilfe von Katalysatoren und durch Zusatz von Wasserstoff in Butylenglykol. Nachdem ein Entwässerungskatalysator gewirkt hat, entsteht endlich Butadien.

Ein komplizierter Prozeß, ein weiter Weg. Butadien ist ein Kohlenwasserstoff, der wie das Isopren unter bestimmten Bedingungen bereit ist, Moleküle von mächtiger Größe zu bilden: Gummimilch, Latex. Der Saft des Heveabaumes, den die Indios in Brasilien mit ihrem Blute aufwogen, wurde auf synthetischem Wege gewonnen.

Wir haben diesen verschlungenen Weg bis zum Ausgangspunkt der „Bunagewinnung“ so eingehend geschildert, weil er uns deutlich vor Augen führt, was für Überlegungen, welche Mühen, welch großes Wissen, welcher Enthusiasmus und welch große Ausdauer dazu gehören, alle Irrwege zu erkennen, alle Klippen zu umschiffen, um Kautschuk aus Kohle und Kalk herzustellen. Er sollte alle guten

Eigenschaften des Naturproduktes aufweisen, ja in vieler Hinsicht sogar die Natur übertreffen. So wurde „Buna“ geboren.

Heute stehen über dem Werkeingang in Schkopau vor dem Namen „Buna“ die drei Buchstaben „VEB“, die von einer neuen Zeit künden. Die Arbeit der Wissenschaftler und aller Schaffenden in diesem Werk dient einem guten Zweck. Heute gibt es auch nicht mehr nur „Buna“ schlechthin, sondern viele Sorten mit speziellen Eigenschaften und Anwendungsmöglichkeiten. Und heute arbeiten die Wissenschaftler in sozialistischen Forschungsgemeinschaften an Verbesserungen und an neuen Sorten. So erhält auch hier wie in unzähligen anderen Werken der chemischen Industrie die Familie der Polymere immer wieder neuen Zuwachs.

## Werkstoff der Zukunft\*

Würden wir heute die märchenhafte Fähigkeit besitzen, in Windeseile von Stadt zu Stadt, von Werk zu Werk zu eilen, dann könnten wir überall mit den Kindern dieser fruchtbaren Sippe Bekanntschaft schließen.

Zuerst stellt sich uns der „Star“ dieser Familie vor und sagt: „Sie kennen mich sicher, denn ich bin das Polyvinylchlorid. Sie sind mir schon oft begegnet. Ein Leben ohne mich ist heute nicht mehr denkbar. An Neubauten, die jetzt überall in unserer Republik wie Pilze aus der Erde schießen, finden Sie mich zum Beispiel als Dachrinne wieder. Manche Menschen bezeichnen mich ganz einfach als PVC. Auch ich bin aus Kalk, Kohle, Steinsalz und Wasser

\* Eine ausführliche Darstellung der Kunststoffe, die den Rahmen dieses Bändchen sprengen würde, finden Sie im Band 25 („Farbenfrohe Leichtgewichte“ von H. Raubach) der PASSAT-Reihe.

geboren. Man sieht es mir wirklich nicht an. Und ich helfe, Metalle einzusparen. Aus mir werden Platten, Rohre oder ganze Formteile für Maschinen hergestellt. Ich bin hart oder weich, wie die Menschen mich brauchen.

Aber ich kann noch viel mehr. Zu Schaum aufgebläht, bin ich im Schiffsbau von Nutzen, in der Möbelindustrie und selbst für Rettungsringe und Schwimmwesten. Ich kann als Fußbodenbelag, als Wandbekleidung, als Regenmantel, als Schuhsohle, als Dichtungsmaterial und auf hundertfache Weise Ihnen dienstbar sein."

Und dann kommen sie alle anmarschiert, die Kinder dieser Familie, stellen sich vor und sagen, wie sie heißen: Polystyrol, Polyäthylen, Polyacrylnitril, und manche haben reine Phantasienamen, sind aus der Ehe des einen mit dem anderen hervorgegangen. Aber immer wieder wissen sie von ihren besonderen Eigenschaften zu berichten, von den wichtigen Aufgaben zu erzählen, die sie heute für uns erfüllen.

Wir machen sogar Bekanntschaft mit einigen von ihnen, die wie Glas aussehen. Und doch haben sie im Grunde genommen nichts mit dem uralten, schon von den Phöniziern entdeckten Werkstoff gemein. Wir hören auch, daß im VEB Stickstoffwerk Piesteritz nicht nur wertvoller Dünger aus der Luft gewonnen wird, sondern auf Grund der erfolgreichen Arbeit des „Verdienten Erfinders“ Arthur Lehmann, des Leiters der Abteilung Forschung und Entwicklung, wird aus Kalk, Kohle, Wasser und Luft ein organisches Glas erzeugt, das den Namen „Piacryl“ schon zu einem Begriff gemacht hat. Dieses „Glas“ läßt sich sägen, bohren, prägen, schleifen, gravieren, kleben und bei 130 bis 140 Grad Celsius in jede gewünschte Form pressen. Es ist geschmack- und geruchlos, von reiner Klarheit und besitzt sogar die Eigenschaft, sich mit dem menschlichen Gewebe zu vertragen. In der Dentalmedizin und in der Chirurgie hat es seine Bewährungsprobe bestanden.

Auf der Kunststoffausstellung 1955 in Düsseldorf drängten sich die staunenden Menschen vor dem Modell des

jungen Mädchens aus Piesteritz, das ganz aus „Piacryl“ gefertigt war. Es kündete nicht nur von den chemischen Fertigkeiten unserer volkseigenen Industrie, sondern demonstrierte auch die vielseitige Anwendung chemischer Produkte auf dem Gebiet der Medizin. Die Zahl der Menschen, die heute schon eine Hüftkopfstiftendoprothese aus „Piacryl“ besitzen, geht in die Tausende.

Auf unserer Reise würden wir immer wieder erleben, wie überall die Glieder dieser Familie für unseren Nutzen am Werke sind. Da trafen wir im Sachsenringwerk zu Zwickau einen Arbeiter, der einen Baumwollflies, mit feinverteiltem Phenolharz durchtränkt, unter eine Presse gibt und wenige Minuten darauf ein fertiges, farbiges und festes Teil einer Autokarosserie wieder herausnimmt.

Wir trafen ein junges Mädchen, das sich an einem schönen Sommertag zum ersten Stelldichein mit dem Freunde bereitmacht, schön wie der Sommertag selbst. Und wieder sind ihr die Kinder der Chemie dabei von Nutzen: das duftige Kleid, das sie eben aus dem Schrank nimmt, die Handtasche aus „Kunstleder“ und selbst die weiche, wollige Jacke, die sie vorsorglich mitnehmen wird. Gehörte der Telefonapparat, durch den sie vor einer Stunde das Stelldichein mit ihm absprach, nicht auch dazu?

1965, am Ende unseres Chemieprogramms, werden wir schon 16 kg Kunststoffe für jeden unserer Bürger im Jahre zur Verfügung haben. In Westdeutschland waren es im Jahre 1957 11 kg. Außerdem wird im Vergleich zu 1960 die Herstellung von synthetischen Fasern um das 4,6fache steigen. Einen großen Anteil daran wird das neuentstehende Werk für Kunstfasern in Wilhelm-Pieck-Stadt haben, das dann 4000 t Dederon und 10 000 t Lanonfasern im Jahre erzeugt.

Als wir vor drei Jahren die Liste der neuen Nationalpreisträger in der Hand hielten, fanden wir darauf ein Kollektiv der Leuna-Werke „Walter Ulbricht“, das sich mit der großtechnischen Herstellung und Verarbeitung der „Epoxydharze“ beschäftigt hatte. Zu diesem Kollektiv gehörte auch Dr. Wende.

Dr. Alfred Wende, der Direktor und Begründer des Instituts für Kunststoffe der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hat einmal bei einem Vergleich mit Metallen hervorgehoben, daß die glasfaserverstärkten Polyester- und Epoxydharze besondere Vorzüge besitzen:

1. Festigkeit wie Stahl,
2. geringes spezifisches Gewicht (etwa  $\frac{1}{4}$  von Stahl),
3. Sie sind völlig korrosionsbeständig sowie weitgehend säure-, laugen-, öl- und benzinfest,
4. unmagnetisch und radarsicher (keine Reflexion von Radarstrahlen,
5. Sie besitzen alle Eigenschaften, um unsere metallurgische Basis wesentlich zu ergänzen.

(Vgl. „Kunststoffe statt Stahl“ von Dr. A. Wende in „Wissen und Leben“, Heft 3/1959.)

Wir werden uns also daran gewöhnen, daß Metalle auf manchem technischen Gebiet durch glasfaserverstärkte Epoxydharze ersetzt werden. Allerdings hat das nichts mit „Ersatz“ zu tun. Auch die Metalle „ersetzen“ einst andere Werkstoffe. Da wir wissen, wie stiefmütterlich uns die Natur in mancher Hinsicht mit Erzlagerstätten bedacht hat, können wir auch ermessen, wie wertvoll diese Forschungsarbeit ist.

Die glasfaserverstärkten Harze enthalten 50 bis 70% jenes Grundstoffes, den die Menschheit schon seit einem guten Jahrtausend aus Sand, Kalk und Tonerde zu bereiten versteht. Hier berühren sich zwei chemische Wissensgebiete von zukunftsweisender Bedeutung: die Plast- und die Silikatchemie.

Was die Silikatchemie noch für „Wunder“ bereithält, läßt sich heute kaum mit einiger Sicherheit voraussagen. Dieser spezielle Zweig der Chemie nimmt das Element Silizium zum Ausgangsprodukt der chemischen „Zaubereien“. Silizium kommt nicht rein auf der Erde vor, aber es ist nach dem Sauerstoff das häufigste Element unseres Planeten. Ungefähr ein Viertel der festen Erdrinde besteht aus diesem Grundstoff. Deshalb herrscht kein Mangel an Sili-

zium. 1962 wird das erste und 1964 das zweite Glasseidenwerk in unserer Republik die Produktion aufnehmen.

So geht die Erfüllung des großen Chemieplanes vor sich. Auf allen Gebieten ist das so; denn er ist das Ergebnis zielbewußter wissenschaftlicher Forschung. Tausende hervorragender Fachleute arbeiten daran. Durch das Denken und Handeln von Gemeinschaften, die außer dem Überblick über den wissenschaftlichen Bereich auch den Blick für die gesellschaftlichen Zusammenhänge und Notwendigkeiten besitzen, werden die großen Aufgaben gelöst.

## Ein Kollektiv spart eine Fabrik ein

Wenn ein Wissenschaftler wie der Diplomchemiker Dr. Bauer im VEB Elektrochemisches Kombinat Bitterfeld, der Jahrzehnte seines Lebens, seiner Arbeit und seines Forschens dem Konzern zur Verfügung stellen mußte, heute sagt: „Jetzt erst habe ich die Krönung meines Schaffens erlebt, weil nur die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und Arbeitern solche Erfolge möglich machte“, dann zeigt das, wie sehr er die Kraft der sozialistischen Gemeinschaft schätzen gelernt hat.

Was für eine Lebenserfahrung liegt doch in einem solchen Bekenntnis, welche Summe an Überlegungen und persönlichen Erfahrungen! Was war aber vorausgegangen, ehe Dr. Bauer dieses Fazit seines Lebens ziehen konnte?

Der Obermeister Arthur Pötz, Mitglied der SED und Abgeordneter der Volkskammer der DDR, war eines Tages mit einem wichtigen Gedanken zu ihm gekommen. Es müßte sich ein Weg finden lassen, durch den der Verbrauch an hochwertigem Anthrazit, der importiert werden muß, und an Elektroenergie bei der Gewinnung von Gra-

phit verringert wird. So müßte eine größere Ausbeute und schließlich ein billigeres Endprodukt erzielt werden.

Dr. Bauer arbeitete schon 37 Jahre lang im Betrieb, und er war über die Technologien bei der Gewinnung von Graphit in der ganzen Welt genau informiert. Er verstand sofort: Die Verwirklichung einer solchen Idee käme einer Revolutionierung bei der Herstellung jenes Produktes gleich. Daß der Obermeister Pötz sich an ihn wandte, freute ihn sehr. Er war schon 68 Jahre alt; jeder junge Chemiker wäre begeistert, wenn er eine solche Aufgabe lösen könnte. Daß die Arbeiter zu ihm kamen, bewies, daß sie Vertrauen zu ihm hatten. Sie schätzten seine Erfahrungen und sein Wissen auf diesem Gebiet und wußten von seiner Treue zu der großen Aufgabe, die sie alle gemeinsam erfüllte. Darum bedurfte es auch keiner langen Überredung. Er sagte zu. Auch er hatte inzwischen gemerkt, daß er nicht mehr allein stand, daß sie zusammen ein so schwieriges Problem meistern könnten.

Es bildete sich ein Kollektiv; der Betriebsleiter des Graphitwerkes, Diplomingenieur Winkler, Diplomchemiker Ostermey, Obermeister Arthur Pötz und auch Meister Behrendt gehörten dazu. Sie waren erfahren, zäh, ausdauernd, energisch und besonnen. Sie hatten den festen Willen, diese Sache bis zum Ende zu bringen.

Dr. Bauer betrachtete manchmal die Männer bei den gemeinsamen Aussprachen, in denen Erfahrungen ausgetauscht und Vorschläge gemacht wurden. Waren das noch dieselben Menschen, mit denen er einige Jahrzehnte hier im Werk gearbeitet hatte? Sie wußten, was sie wollten. Er erinnerte sich noch an jene Zeiten, da er manchmal bei einem Rundgang durchs Werk die Kluft spürte, die zwischen den Männern an den Graphitöfen und zwischen ihnen, den Wissenschaftlern, bestand. Wäre wohl damals auch ein Arbeiter auf den Gedanken gekommen, den Produktionsprozeß zu verändern, die Ausbeute zu steigern? Und wäre er wirklich zu solchen Gedanken gelangt, was hätten seine Kameraden dazu gesagt? Hatten die Arbeiter etwas davon, wenn die Aktionäre höheren

Profit erzielen? Wenn die Direktion mehr Graphit aus den Öfen herausholte, dann brauchte sie weniger Arbeiter. Viele Werktätige wurden auf diese Weise arbeitslos.

Aber jetzt saßen sie miteinander am Tisch, die Wissenschaftler und die Arbeiter. Sie tauschten Gedanken aus, und nicht nur die Arbeiter lernten. Dr. Bauer staunte manchmal über die Kühnheit der Ideen, die von den Arbeitern stammten. Es ging darum, eine in Jahrzehnten gewachsene Methode der Graphitgewinnung durch eine bessere Technologie zu ersetzen. Es ging darum, die in den Versammlungen so oft besprochene sozialistische Rekonstruktion in die Tat umzusetzen.

Es begann mit einem Ofenmodell, mit neuer Isolation und verbesserter Abgasung. Der Erfolg zeigte, daß der richtige Weg eingeschlagen war. Dann ging es weiter. Sie hatten am Modell eine neue Packweise für die Kohle ausgeknobelt. Diese sollte nun auf den großen 45 m langen Ofen übertragen werden. Der Wert einer einzigen „Pakung“ beträgt 200000 Mark. Damit kann man also nicht leichtsinnig experimentieren; ein Mißerfolg käme dem Werk und unserem Staat teuer zu stehen.

Und wieder bewährte sich die kollektive Arbeit. Was früher vielleicht die Lebensaufgabe eines Wissenschaftlers gewesen wäre, löste eine Gemeinschaft in kurzer Zeit. Durch tausend Beobachtungen von Arbeitern und Meistern, von Technikern und Chemikern entstand ein lückenloses Bild von den Vorgängen während des Brennens im Ofen. Alle Gefahrenquellen waren deshalb beim ersten Großversuch auf ein Mindestmaß beschränkt.

Wenn heute Dr. Bauer die Berechnungen zur Hand nimmt und sie mit der Wirklichkeit vergleicht, muß er lächeln. Sie hat ihre Hoffnungen übertroffen: 9,5 Millionen Kilowatt Einsparungen an Elektroenergie im Jahr; das macht 220000 Mark. Dazu kommen noch 50000 Mark Ersparnisse für die Anthrazitkohle aus Importen. Trotzdem erhöhte sich die Gewinnung von Graphit um 4200 Tonnen. Das sind neun Millionen Mark.

## Aus eigener Kraft

Gibt es in unserer Republik Betriebe, Fabriken, Werke, Hochschulen, von deren Mitarbeitern man nichts Ähnliches berichten könnte?

Wie gut ist es, von einem Wissenschaftler erzählen zu können, der die persönliche Entscheidung für den Sozialismus schon zu einer Zeit traf, da das Ziel noch nicht so greifbar nahe vor seinen Augen stand wie heute. Wir haben den Namen dieses Wissenschaftlers schon genannt, als wir von der Entwicklung der Epoxydharze sprachen. Dr. Wende ist nicht nur als Leiter des Instituts für Kunststoffe der Deutschen Akademie der Wissenschaften tätig; er gehört auch dem Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an. In seinem ganzen Wirken beweist er, daß Wissenschaft und gesellschaftliches Leben untrennbar zusammengehören.

Er hat die Entscheidung für den richtigen Weg zu einer Zeit gefällt, da er den meisten noch ungangbar erschien, da sie ihn noch nicht sahen und sehen wollten.

Als der Fleischergeselle Alfred Wende 1924 zum erstenmal nach Berlin kam, lagen zwei harte Lebensjahrzehnte hinter ihm.

Als er zehn Jahre alt war, begann der erste Weltkrieg. Dann erlebte er die Zeit des Hungers und der Not, das Nachkriegselend und die Inflation.

Schon mit 11 Jahren hatte er auf den Feldern eines Großgrundbesitzers arbeiten müssen. Die paar Groschen, die er nach Hause brachte, zählten in der Wirtschaftskasse der Mutter.

Nach der Volksschule änderte sich nicht viel. Nur der Name des „Brotherrn“ lautete anders. Und der Arbeitstag fing für ihn schon mit Sonnenaufgang an und endete erst, wenn die Sonne lange hinter dem Horizont verschwunden war. Eine kleine Kammer unter den Dachsparren und die Hoffnung, dem Leben durch eigene Kraft einmal eine Wendung zu geben, war seine Welt. Es

schien ihm ein Schritt nach oben auf der Leiter des Lebens zu sein, als er die Knechtsarbeit bei dem Bauern mit der eines Fleischerlehrlings vertauschen konnte. So wurde er Handwerker und ging, wie es der Brauch war, nach der Lehre auf Wanderschaft.

Er kam aus Niederschlesien nach Berlin. Aber nicht das Häusermeer der Hauptstadt, nicht die lichtüberfluteten Schaufenster der großen Geschäftsstraßen, nicht die unzähligen Vergnügungsmöglichkeiten interessierten den jungen Fleischergesellen, sondern die Bildungsmöglichkeiten. Sein Wissen war in der primitiven Dorfschule, immer wieder von Feldarbeit unterbrochen, mangelhaft geblieben. Und jetzt öffneten sich ihm die Tore zu einer neuen Welt. Da gab es große Bibliotheken, Lesesäle, Bücher zum Ausleihen, Abendkurse und die Volkshochschule. Wenn die Arbeitskameraden über ihn lachten, wenn sie ihn sogar verspotteten, weil er lieber zu einem Kursus ging als mit ihnen zu einem Vergnügen, machte er sich nichts daraus.

Ein Unfall machte ihn für Handarbeit untauglich. Darum wurde das, was er bisher neben seiner beruflichen Arbeit bewältigt hatte, das Lernen, zum Inhalt seines Lebens. Er hungerte sich durch die Arbeiter-Abiturienten-Kurse an der Karl-Marx-Schule in Berlin-Neukölln. Schließlich konnte er als Werkstudent an der Berliner Universität das Studium der Chemie aufnehmen. Jeden Groschen mußte er dreimal umdrehen, ehe er ihn ausgab. Er arbeitete und studierte. Mühsam war das. Es forderte fast übermenschliche Anstrengungen, vor allem, wenn der Student, der neben ihm auf der Bank im Hörsaal saß, mit einem reichlich bemessenen Monatscheck versehen, trotz allem Geschwätz von der „Volksgemeinschaft“ auf den Proletarier herabsah.

Alfred Wende war aber nicht nur seiner Herkunft nach ein Proletarier, sondern auch seinem Denken nach und in seiner konsequent antifaschistischen Haltung. Seit 1929 war er Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Er war davon überzeugt, daß die „braune“ Macht eines

Tages zu Ende sein würde. Dann müßte eine Zeit beginnen, in der die Wissenschaft eine wichtige Rolle spielte. Diese Epoche würde auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse errichtet werden. Die Wissenschaft würde zum erstenmal wirklich zum Träger des Fortschritts werden. Für diese Zeit lernte er, studierte er Chemie, Physik, chemische Technologie und Mathematik. Deshalb arbeitete er auch aktiv in der Widerstandsfront gegen die Nazi-



barbarei. Heimlich gab er Flugblätter in der Universität weiter; er verfaßte sie selber und half überall dort, wo sein Wissen von Nutzen war. Aber nicht nur Wissen gehörte zu diesem Kampf gegen die Nazibarbarei, sondern auch Mut und Todesverachtung.

1943 promovierte Alfred Wende zum Dr. rer. nat. Professor Thiessen holte ihn sofort an das Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie nach Berlin-Dahlem.

Ein gutes Jahr später kam die Zeit, auf die er sich vorbereitet hatte. Der Faschismus zerbrach unter den wuchtigen Schlägen der sowjetischen Armeen. Dr. Wende übernahm zeitweilig die Leitung des Instituts in Dahlem. Er gehörte zu den Neugründern der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und übernahm dort 1947 als Referent die Klasse für Mathematik und Naturwissenschaften.

Im Januar 1949 erschienen Kriminalbeamte in seiner Wohnung in Berlin-Zehlendorf. Sie durchsuchten die Wohnung und verhafteten ihn. Es gab keine Gründe dafür, und es gab auch keine Verhöre. Es gab nur das eine: Die westberliner Behörden und die amerikanische Militärverwaltung wollten einen Druck auf einen Wissenschaftler ausüben, der sich offen zur Arbeiterklasse bekannte und der sein Können dem Wiederaufbau des wissenschaftlichen Lebens dem Teil Deutschlands zur Verfügung stellte, in dem diese Klasse die Macht in den Händen hielt. Sie wollten den Wissenschaftler einschüchtern, ihn müde machen. Sie verkannten, daß er seiner Gesinnung unter weit größeren Gefahren treu geblieben war. Und als sich gegen diese Willkür ein Sturm der Entrüstung erhob, mußten sie ihn nach einigen Tagen wieder aus der Haft entlassen.

Viele neue Aufgaben warteten auf Dr. Wende: der Aufbau und die Leitung des von ihm vorgeschlagenen Faserstoff-Instituts in Teltow-Seehof und schließlich auch die von ihm geforderten Neueinrichtungen der Institute für physikalische Chemie, für anorganische Chemie und des Instituts für Kunststoffe. Der Chemie der Hochpolymeren gehört seine wissenschaftliche Arbeit und sein ständiges Bemühen. Aber niemals arbeitet er losgelöst von den Bedingungen und Forderungen unserer Zeit. Er kennt die gesellschaftliche Aufgabe seines Forschungsgebietes genau und trägt ihr Rechnung.

So haben sich Arbeiterklasse, junge und alte Wissenschaftler die Hände gereicht, sind sozialistische Bindungen eingegangen und haben darum manchmal fast Un-

mögliches möglich gemacht. Sie haben gemeinsam den „Stein der Weisen“ gefunden. Sie wandeln nicht Blei in Gold. Aber sie verwandeln Kohle in Güter, die wir für unser Leben nötig haben, in farbenprächtige Stoffe, in Kautschuk, in Plaste, in Medikamente. Sie nützen den Reichtum unserer Erde an Salzen und wandeln ihn in Fruchtbarkeit für die Felder unserer Genossenschaftsbauern. Sie nehmen den Stickstoff der Luft zu unser aller Nutzen und verändern unser Leben.

## Ein Werk, das es noch nicht gibt

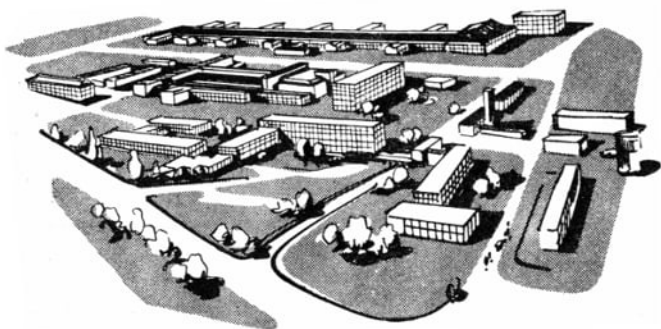
Als Karin den Koffer geleert, die Kleider auf die Bügel gehängt und die Wäsche im Schrank geordnet hatte, trat sie einen Augenblick ans Fenster. Vor ihr lagen sanfte Berge mit grünen Wäldern, der Fluß schlängelte sich durch das Tal. Häuser mit roten und blauen Dächern, Werkhallen aus Glas, das Kulturhaus boten ein herrliches Bild. Von der Oder war sie hierher in den Thüringer Wald gekommen, um zu arbeiten, zu lernen. Das war eine neue Welt für sie. Auch für die beiden Freundinnen, für Ute und Gerda, die mit ihr das Zimmer bewohnten. Da lag das Werk, das den Namen unseres ersten Präsidenten trägt: das Kunstfaserwerk „Wilhelm Pieck“ in Schwarzau.

Sie war hierher gegangen, um einen Beruf zu erlernen, den noch kein Mensch vor ihr in ihrem Heimatdorf erlernt hatte: Chemiefasernfacharbeiterin. Dabei sollte das nur der Anfang, die erste Station eines Weges sein, den sie mit viel Fleiß zu gehen gedachte. Textillaborantin wäre die nächste und vielleicht noch Ingenieur. „Vielleicht.“ Dieses Wort sprach sie laut vor sich hin, aber nicht zweifelnd, nicht so, als ob es dabei auf einen glücklichen Zufall ankomme. Sie wußte ja, nur an ihr allein läge es,

nur ihr Wille und ihre Ausdauer würden das Ziel dieses Weges bestimmen.

Ingenieur für Chemiefasern, so hieß also die Zukunft, ihre Zukunft; und sie nahm sich fest vor, das zu erreichen. Das Werk, in dem sie diesen Beruf ausüben wollte, für das sie lernte, war auch Zukunft. Auch dieses Werk in Wilhelm-Pieck-Stadt gab es noch nicht.

Die Ingenieure hatten die technischen Unterlagen geschaffen, die Architekten und Baumeister die Baupläne,



die Wissenschaftler in den vielen chemischen Werken unseres Staates die Technologien, die später dort zur Anwendung kommen sollten. Und sie hatten noch mehr getan. Sie wußten: Im Jahre 1965 werden schon 5000 Männer und Frauen in dem neuen Chemiefaserkombinat arbeiten.

Was einst wie ein schöner Traum erschienen war, was sie nur einmal als Modell im Sandkasten gesehen hatte, das neue Werk mit den vielen Gebäuden aus Glas und Beton, mit den Hallen, dem Kraftwerk, den Wohnblöcken, dem Kulturhaus und den baumbestandenen Werkstraßen wuchs. Sie hatte unter den fröhlichen Menschen gestanden, als der Grundstein gelegt wurde. Der Maurerbriga-

dier Schwiegk hatte die Urkunde in den Händen gehalten: „Am 7. Mai, dem Vorabend des 15. Jahrestages der Befreiung Deutschlands vom Hitlerfaschismus, kamen Tausende Bürger des Stadt- und Landkreises Guben sowie Ehrengäste aus allen Teilen der Deutschen Demokratischen Republik zusammen, um der Grundsteinlegung des künftigen Chemiefaserkombinates beizuwohnen.“

So las er, ein wenig stockend, und dann fuhr er fort:

„Das volkseigene Chemiefaserkombinat Guben ist ein Großvorhaben des Siebenjahrplanes und soll 1965 fertiggestellt sein. Zahlreiche sozialistische Brigaden und Arbeitsgemeinschaften, die sich am Aufbau des Kombinates beteiligen, und der Einsatz der modernen Technik auf der Großbaustelle geben die Gewähr, daß das Chemiefaserkombinat termingemäß aufgebaut wird und ab 1963 die Produktion von Lanon und Dederon aufnimmt.“

Der Maurerbrigadier hob wieder den Kopf, und er sah in die Runde, über das weite Gelände an der Oder, auf dem jetzt nur ein paar Baracken zu sehen waren und einige Maschinen. In wenigen Jahren würde hier eines der größten Textilwerke Europas stehen.

Dann legte er die Urkunde in die Kasette, gab sie in den Stein und griff zur Kelle.

## Von der Poesie der Zahlen

Wenn wir jetzt, fast am Ende unserer kleinen Reise durch die Welt der Chemie, noch einmal eine Karte zur Hand nehmen, auf der alle Bauvorhaben der kommenden Jahre, die ihr dienen, verzeichnet sind, dann erst gewinnen wir ein vollständiges Bild von dem, was das so viel gebrauchte Wort zum Inhalt hat: Chemieprogramm.

Wollen wir wenigstens in Gedanken einen Blick auf das

Kommende werfen. Die ungeheure Aufgabe dieses Programms, unsere Chemieproduktion zu verdoppeln, die heute schon hinsichtlich der Pro-Kopf-Erzeugung den 2. Platz in der Welt einnimmt, ist kein Wunschtraum einiger Utopisten. Diese Aufgabe hat nüchterne Berechnung zur Grundlage. Die scheinbar so nüchternen Zahlen haben mehr Poesie zum Inhalt als manches Gedicht. Es sind Zahlen, die für die Schöpferkraft des Menschen sprechen.

Vieles, was wir auf dieser Karte der Chemiebauten finden, ist bereits in Angriff genommen und wird von Tag zu Tag mehr zur Wirklichkeit. Manches auch steht vorerst nur auf den Plänen; es wird morgen oder übermorgen von den schaffenden Menschen begonnen. Aber es gibt keinen Zweifel: Dem Plan folgt die Tat. Das ist das Gesetz unseres sozialistischen Lebens. Darum zweifeln wir nicht, daß es so sein wird, wie es die Karte heute zeigt.

Die neue Karbidfabrik im Bunawerk von Schkopau wird mit vier neuen Öfen schon im Jahre 1961 die Arbeit aufnehmen. Und dann ist Buna das größte Karbidwerk der Welt.

Schauen wir auf unsere Karte. In den Reifenwerken von Fürstenwalde und Riesa wachsen zur Zeit neue große Produktionshallen, weil sie mit allen anderen Reifenwerken in unserer Republik vor der Aufgabe stehen, im Jahre 1965 3,7 Millionen Autoreifen zu produzieren. Das ist ein hohes Ziel, wenn man weiß, daß jetzt 1,9 Millionen Reifen jährlich die Werke der Republik verlassen.

In Neubrandenburg entsteht eine Fabrik für Schaumgummi, die schon 1964 ihre Arbeit aufnimmt: mehr Autos, mehr Reifen, mehr Schaumgummi für die gepolsterten Sitze. Auch die Polstermöbel in unseren Wohnungen sollen in den kommenden Jahren besser werden.

Eines greift ins andere. Fragen wir die Arbeiter der Filmfabrik in Wolfen, warum gerade bei ihnen der Neuaufbau einer Anlage zur Gewinnung von Thiuram kurz vor der Vollendung steht und was sich hinter dem selten gehörten Wort verbirgt! Thiuram ist eine organische Schwefelverbindung; sie wird in den Reifenwerken gebraucht.

Sie beschleunigt den Vulkanisationsvorgang. Außerdem wird eine Anlage für die Parakresidingewinnung gebaut. Das ist ein wichtiges Zwischenprodukt für die Farbstoff-erzeugung. Bald werden die Bauarbeiter auch mit der Ausschachtungsarbeit für die Werkhalle des Polyurethanbetriebes beginnen. Sie schaffen die Voraussetzung für die Erzeugung eines Plastes, der verschäumt als wertvolles thermisches und akustisches Material gebraucht wird, aber auch als Polstermaterial für Autos und vieles andere.

Aber die Bunawerker in Schkopau würden nicht mit uns zufrieden sein, wenn wir glaubten, vier neue Karbidöfen sei ihr ganzer Anteil an dem großen Programm. Wenn sie jetzt in ihrem Werk 40000 t Polyvinylchlorid jährlich herstellen, so werden sie an der Steigerung auf 126000 t im Jahre 1965 in unserer Republik in erster Linie beteiligt sein. Bald wird es hier auch eine neue Anlage zur Gewinnung von Polystyrol geben, und im Jahre 1965 wird sie schon 20000 t liefern.

Premnitz braucht für die vorgesehene erstaunliche Steigerung der Prelanaproduktion vor allem große Mengen an Polyacrylnitril, und Agfa-Wolfen hat denselben Bedarf. Buna wird ihnen dieses Produkt liefern.

Im Elektrochemischen Kombinat in Bitterfeld ist die Pe-Ce-Halle vollendet; sie kann die Produktion aufnehmen. Bald werden wir die begehrte Vylan-Wäsche in ausreichender Menge in unseren Textilgeschäften zur Auswahl haben. Die Kochsalzelektrolyseanlage wird wesentlich vergrößert, und die Errichtung neuer Fabrikteile für die Plastgewinnung macht das „EKB“ zum bedeutendsten plastverarbeitenden Werk in unserem Staat.

Das Stickstoffwerk Piesteritz steht Bitterfeld nicht nach. Die Menschen, die mit neuen Autos durch unsere Heimat fahren, werden auch schönes und praktisches Geschirr aus Melamin in den Koffern haben. Die Küchengeräte werden immer farbenfreudiger werden, und es wird weniger Scherben und weniger Ärger geben. Mehr Kühlschränke werden gebraucht und gebaut und viele andere Dinge

des täglichen Bedarfs, die die Hausarbeit erleichtern. Aber stets gehört heute Plaste dazu. Piesteritz wird sie den verarbeitenden Werken liefern. Aber es wird dabei auch seine Hauptaufgabe nicht vernachlässigen, wertvollen Stickstoffdünger für unsere Landwirtschaft und für den Export zu erzeugen.

Im gleichen Jahr wird das Gipsschwefelwerk Coswig bei Dessau die Arbeit aufnehmen. Vorerst werden 100000 t Schwefelsäure, die man mit Recht als das Blut der Chemie bezeichnet, erzeugt werden. Und das ist der Anfang. 1964 wird das Werk dreimal soviel und nach seiner Vollendung eine Million Tonnen erzeugen. Wir werden unseren Jahresbedarf von ungefähr einer halben Million Tonnen selbst decken und sogar Schwefelsäure exportieren können. Die DDR, in der es keine Schwefelvorkommen gibt, exportiert Schwefelsäure!

Wir suchten den Rohstoff für dieses so wichtige Erzeugnis der chemischen Industrie in unseren heimischen Reserven und fanden ihn im Gips. Die Chemie schloß ihn auf und fügte so ein neues Wunder zu den vielen anderen.

Das Fotogelatinewerk in Calbe können wir jetzt nur erwähnen. Die Projektierungsbüros haben bereits ein mächtiges Viskosecordseidenwerk in Pirna auf ihren Zeichenbrettern; und im Oranienburger Chemiewerk „Ferdinand Friedrich Runge“ entsteht eine Anlage, die aus Rohphosphat Phosphorsäure gewinnt und dabei das Natriumsulfat aus den Abwässern der Zellstofffabriken nützt.

Die Erweiterung der Produktion in einem Werk erfordert neue Anlagen und eine Steigerung der Produktion in anderen Werken. Der Plan hat unzählige Hände und unzählige Hirne. Er ist eine allesbewegende Kraft, er ist überall lebendig und bestimmt Leben und Zukunft.

Noch immer haben wir uns nicht mit den größten Bauten und den größten Vorhaben dieses Planes befaßt. In den Leuna-Werken, die einst Heinrich Bütefisch für die IG-Farben beherrschte, entsteht ein neues Werk neben dem alten.

Es wird den Namen Leuna II tragen. Zum erstenmal in

unserer Heimat wird ein neuer Zweig der Chemie, die Petrolchemie, für unseren Reichtum wirksam werden.

Dank der Freundschaft zur Sowjetunion wird unsere Chemieindustrie als neuen wertvollen Rohstoff Erdöl zur Verfügung haben. Wir werden damit über ein Naturprodukt verfügen, das es in unserer Heimaterde nicht in dem erforderlichen Maße gibt.

Warum ist dieser Zweig der Chemie so wichtig für uns? Haben wir nicht das Geheimnis der Benzingewinnung aus Kohle in unseren Händen? Können wir nicht aus Kohle und Kalk Kautschuk herstellen und aus der Luft Stickstoff? Zaubern wir nicht mit Hilfe der Wissenschaft alles das, was uns fehlt? Warum also noch Erdöl? Warum einen neuen Zweig der Chemie auf der Grundlage eines Rohstoffes ausbauen, der nicht aus unserer Erde kommt?

Die Antwort ist einfach: Der Weg zum Ziel unserer Wünsche wird kürzer, einfacher und billiger. Die Bedeutung der Braunkohlenchemie wird dabei nicht um einen Deut herabgesetzt. Alles, was wir uns auf diesem Gebiet geschaffen haben, wird erweitert, verbessert. Das Erdöl ist als Ausgangsprodukt für viele chemische Erzeugnisse geeigneter; es erfordert weniger Aufwand, schafft lange Produktionsreihen ab. Eine Tonne Erdöl ersetzt 15 Tonnen Braunkohle. Diese können wir gut für andere Zwecke gebrauchen. Die Arbeitsproduktivität eines Arbeiters in der Petrolchemie ist zehnmals höher als die eines Arbeiters in der Braunkohlenchemie.

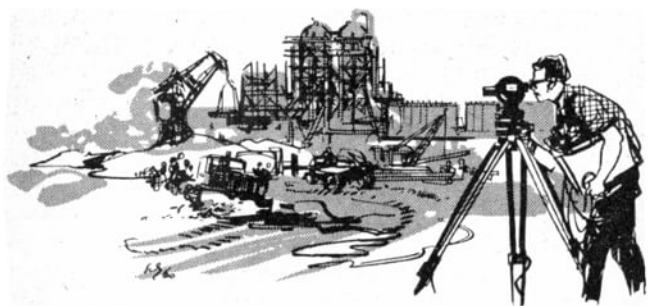
So ist das „Fundament der Freundschaft“ äußerst wichtig für die Erreichung unserer Ziele. In Leuna II wird die Wandlung des Rohstoffs Erdöl oder seiner Spaltprodukte vollzogen. Leuna I stellt heute jährlich 8000 t Caprolactam her, das Ausgangsprodukt der Dederonfaser. 1965 wird es mit Leuna II 24000 t erzeugen. Eine Unmenge duftiger Dederongewebe wird daraus entstehen. Dabei spielt auch der Preis eine Rolle. Auf der Grundlage von Benzol entsteht rascher und billiger als aus Braunkohle das Phenol. Und endlos ist die Liste der Produkte, die aus Erdöl entstehen werden.

## Märchen unserer Zeit

1965. Das Chemieprogramm ist erfüllt. Die Pläne sind Wirklichkeit geworden. Und nur manchmal sagen noch die Menschen, wenn sie beieinandersitzen: „Weißt du noch, damals, als wir hier angefangen haben? Erinnerst du dich noch an den ersten Spatenstich? Wie es damals in Hoyerswerda ausgesehen hat, beim Gasthaus „Schwarze Pumpe“, in Lübbenau, in Wilhelm-Pieck-Stadt oder in Schwedt an der Oder?“

Das war einmal. Ja, so beginnen auch heute noch unsere Märchen. Nur sorgen wir dafür, daß es keine Märchen bleiben.

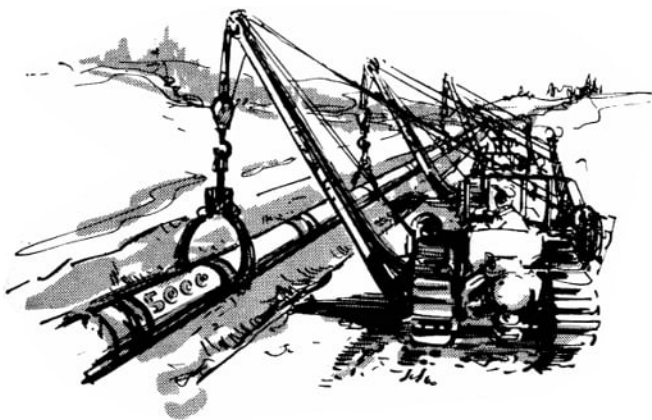
Auch der Erdölfacharbeiter Heinrich Bottna im Erdölverarbeitungswerk Schwedt denkt daran, wenn seine Augen



die Zeiger der Meßgeräte verfolgen, welche die Tonnen Erdöl anzeigen, die nach 21 Reisetagen in sein Werk fließen. Der Zeiger rückt weiter: acht Tonnen in der Minute, 50 Millionen Tonnen im Jahr. Endlos müßten die Eisenbahnzüge sein, die solche Mengen beförderten. Und nun liegt eine Pipeline, 4000 km lang, quer durch die Sowjetunion. Die längste Erdölleitung Europas teilt sich bei Mosyr in Bjelorußland, führt weiter nach Ungarn, Polen, der CSSR in die Deutsche Demokratische Republik.

Genau vor sechs Jahren gaben sowjetische Ingenieure auf einer Konferenz von Erdölspezialisten in Warschau den Plan der Leitung ihren Freunden bekannt. Sechs Jahre erst sind vergangen, seitdem die Experten der beteiligten Länder zum erstenmal die künftige Trasse in roten Linien auf den Karten vor sich sahen.

Ob auch alle die Bedeutung jener Stunde verstanden hatten? Die sowjetischen Spezialisten hatten nicht nur



den Lauf dieser Linie berechnet, sie hatten jedes Pumpwerk eingezeichnet, die Stärke der Rohre und alles, was nötig ist, damit eine so große Menge Erdöl mit einer Geschwindigkeit von 1,5 m in der Sekunde auf die 4000 Kilometer lange Reise gehen kann.

Der Direktor des Moskauer Projektierungsbüros, P. J. Gladkow, der wesentlich an diesem Projekt beteiligt war, wartete einen Augenblick, bis sich die Vertreter der verschiedenen Länder mit den Grundzügen des Planes vertraut gemacht hatten. Dann sagte er: „Das ‚schwarze Gold‘, das durch diese Erdölleitung zu Ihnen fließen soll, meine Freunde, aus dem Gebiet zwischen Ural und Wolga, wird

nicht nur auf einem neuen Wege zu Ihnen kommen, sondern wir werden diesen Weg auch auf neue Weise bereiten. Nicht allein die Beförderung des Öls über 20 Pumpstationen soll automatisch erfolgen, wir werden auch beim Bau der Trasse die modernste Technik zu Hilfe nehmen."

Das war vor sechs Jahren. Heinrich Bottna kann sich noch daran erinnern, daß er es damals in der Zeitung gelesen hat. Dabei hatte er ein Jahr zuvor noch nicht daran gedacht, daß er einmal in dem kleinen, unbedeutenden Landstädtchen Schwedt an der Oder, das der Krieg so furchtbar zerstört hatte, arbeiten würde. Ja, er hatte nicht einmal den Namen dieses Ortes gekannt.

Auf dem 16 Quadratkilometer großen Werksgelände, dem Gewirr von Stahlkonstruktionen und Leitungen, wuchsen noch Tabak, Kiefern und Ginster. Als die Tabakbauern damals von dem Bau des Werkes erfuhren, machten sie nicht gerade glückliche Gesichter. Sie verstanden nicht sofort, welche bedeutende Rolle ihre kleine Stadt im Wirtschaftsleben ihres Staates übernahm.

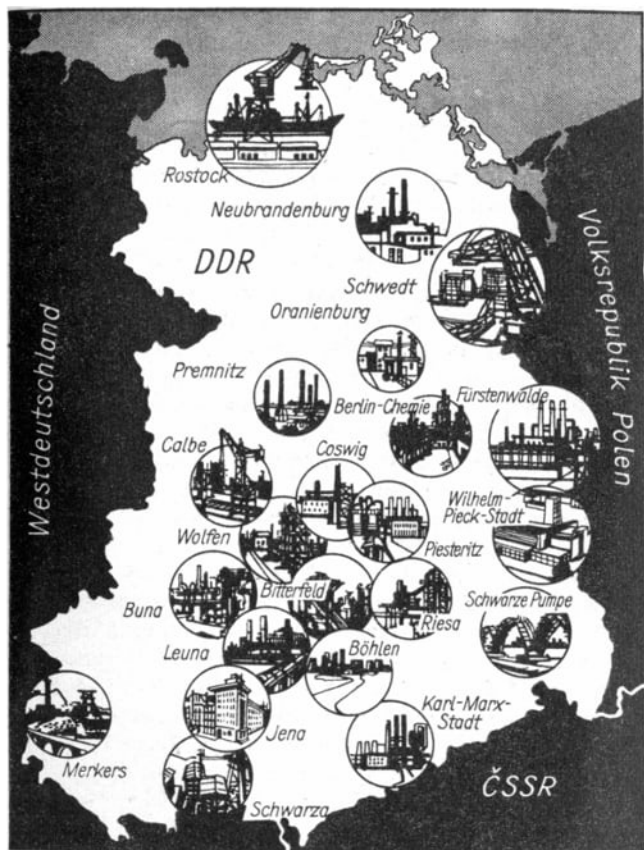
Ein gutes Jahrzehnt lang bestellten sie wieder ihre Felder, nachdem der Krieg Stadt und Erde verbrannt hatte. Hier hatte der „Ducebefreier“ Skorzeny Siebzehnjährige in den Tod gejagt und sich selbst rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Nicht weit von Schwedt, in Frankfurt, saß General Wenck und befahl dem Volkssturm, den Krieg um ein paar Tage zu verlängern. Hier war kaum ein Stein auf dem anderen geblieben, und die Erde, in die sie dann wieder die zarten Pflanzen gaben, war mit dem Blut ihrer Söhne und dem Blut der Söhne des Sowjetlandes getränkt.

In die kleine Stadt an der Oder, um die sich ein Wall von Tabakscheunen zieht, zog ein neues Leben ein. Mit der Stadt und dem Schloß war das Schwedt der „Dragonerherrlichkeit“ in Trümmer gesunken. Es entstand eine neue Stadt, ein neues Schwedt an der Grenze zu unserem polnischen Nachbarvolk.

12000 Menschen wohnen in den neuen Wohnsiedlungen,

denn neben dem Erdölwerk entstand auch ein riesiges Papierwerk. Wo sich einst die Fühse „Gute Nacht“ sagten, pulsiert fröhliches Leben.

Wie der Erdölfacharbeiter Heinrich Bottna im Kontrollraum steht und seine Gedanken um Jahre zurückschweifen läßt, steht die Zeit wieder auf, in der er selber mit Vater und Mutter und mit seinen beiden Brüdern hier an-



kam. Aus Nürnberg hatte sie der Weg hierher geführt. Dort gab es kaum Arbeit für sie und keine Zukunft. Das Werk ihrer Hände sollte der Vernichtung dienen, und dafür wollten sie nicht arbeiten. Sie waren fleißig, hatten starke Arme und Lust zum Schaffen, aber sie wollten auch wissen, wofür.

Damals dröhnten die ersten Planierraupen über das künftige Werksgelände, und die Detonationen der Sprengungen riefen Erinnerungen an die Schlachten des vergangenen Krieges wach. Sie schlugen wieder eine Schlacht, gegen das Alte, gegen die Natur und gegen den Krieg. Die Brigade Bottna arbeitete zuerst beim Transport. Baustoffe mußten heran, Maschinen und alles, was die Arbeiter für ihre Unterkünfte nötig hatten. Die Züge konnten nicht lange warten. Sie mußten entladen werden, am Tage oder in der Nacht, bei Sonnenschein und Regen, bei Hitze und bei Frost.

Dann haben sie die Fundamente für die Tanks geschachtet. Über 100 sind es, die jetzt drüben im Südosten des Werksgeländes stehen. Jeder hat 5000 Kubikmeter Erdöl in seinem Leibe.

Das Werk wuchs. 25 deutsche Studenten fahren ins Sowjetland. Sie studierten an sowjetischen Hochschulen die speziellen Fragen und Probleme der Petrolchemie, und sie leisteten in sowjetischen Erdölwerken praktische Arbeit. Viele neue Kenntnisse brachten sie mit; jetzt sind sie die Leiter der Abteilungen.

Mit dem polnischen Erdölwerk in Plozk haben sie einen Freundschaftsvertrag unterzeichnet und Brigaden, Chemiker und Angestellte ausgetauscht. So haben sie voneinander gelernt, und alles ist leichter und besser gegangen.

So ist auch hier der Plan Wirklichkeit geworden.



# PASSAT

## PASSAT-BUCHEREI

**PASSAT-BÜCHEREI** – die Taschenbuchreihe der Populärwissenschaft: universell, unterhaltsam, bildend

### Bisher erschienen:

- Band 1 Rübmann/Habermann Vom Mädchen zur Mutter
- Band 2 Hanser Wie kleidet sich Annett?
- Band 3 Dierl Liebe, Ehe – Scheidung
- Band 4 Felke Start ins Atomzeitalter
- Band 5 Jäger Schön wohnen
- Band 6 Smolka Benehmen ist nicht nur Glückssache
- Band 7 Rothmayer Rakete – Sputnik – Weltraumschiff
- Band 8 Mesenzew/Drujanow Kann man die Zukunft voraussehen?
- Band 9 Wiehne Kleine Kosmetik
- Band 10 Krause radioaktiv!
- Band 11 Hoffmann/Klemm Ein offenes Wort
- Band 12 Kollektiv Mensch – woher, wohin?
- Band 13 Conrad Auf unsichtbaren Straßen
- Band 14 Hoffmann Ehe der Arzt kommt
- Band 15 Krause Dem Atom auf der Spur
- Band 16 Meischke Wie behandle ich meinen Arzt?
- Band 17 Richter Film zwischen Idee und Premiere
- Band 18 Fischer/Behlau Chemie ist Trumpf
- Band 19/20 Walter Dein Beruf
- Band 21 Kollektiv Was die Welt zusammenhält
- Band 22 Krause Signale aus dem Dunkel
- Band 23 Roediger/Edler Kraftfahrzeuge
- Band 24 Conrad Fernsehen
- Band 25 Raubach Farbenfrohe Leichtgewichte
- Band 26 Kähler Begegnungen mit der Kunst
- Band 27 Richter Der Polizeibericht meldet
- Band 28 Glaser Elektronen am Werk
- Band 29 Lehmann Frei sein – aber wie?

**Jeder Band 2,- DM**